

Fall Marie, Andreas Gross, Angelina Jolie, Peter Stamm, Keynes

Nummer 21 – 23. Mai 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Schlüssel zum Zeitgeist

Das französische Pop-Duo Daft Punk.

Von Thomas Würdehoff

## Roger de Weck und das Hosenlatz-Zitat

Warum nur verharmlost der SRG-Chef die Kindersex-Fantasien  
des Grünen-Politikers Daniel Cohn-Bendit? Von Peter Keller

FOLLOW YOUR OWN STAR



EL PRIMERO  
CHRONOMASTER 1969

  
**ZENITH**  
SWISS WATCH MANUFACTURE  
SINCE 1865

TRAUM | EWIGKEIT



125  
Jahre

**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | [bucherer.com](http://bucherer.com)

## Intern

Die Nachricht über Angelina Jolies Brustamputation machte weltweit Schlagzeilen. Eben noch war die Oberweite der amerikanischen Schauspielerin der Inbegriff für weibliche Erotik schlechthin – und plötzlich waren Jolies Brüste toxisch, ein Warnsignal für die potenziell tödliche Krankheit Brustkrebs. Ein



**Schlagzeilen der Woche:** Angelina Jolie.

Blick in die Kulturgeschichte zeigt: Nichts am Menschen hatte je eine grössere Symbolkraft als der weibliche Busen. Für Frauen waren ihre Rundungen stets eine Waffe, aber auch Vergnügen, Rätsel und Last zugleich. Für Männer gibt es wohl kein Objekt grösserer Begierde – weshalb es unserem Redaktor Andreas Kunz nicht besonders schwerfiel, sich in das Thema einzulesen und eine Titelgeschichte darüber zu schreiben. **Seite 42**

Wer trägt die Verantwortung? Diese scheinbar simple Frage stand als Leitmotiv über der Recherche unseres Kollegen Alex Baur zum Fall Marie. Tatsache ist: Die vorzeitige Freilassung des einschlägig vorbestraften Mörders Claude Dubois, der am 13. Mai die 19-jährige Marie entführte und tötete, wurde vom Waadtländer Kantonsgericht abgesegnet. Doch auf welcher Grundlage fällten die Richter ihren fatalen Entscheid? Warum wurde der wegen Entführung, Vergewaltigung und Mordes vorbestrafte Psychopath, der seine Gefährlichkeit auch während des Strafvollzuges unter Beweis gestellt hatte, nicht verwahrt? Die Nachforschung brachte ein Netz von Entscheidungsträgern zutage, von denen ein jeder die Verantwortung auf den andern abschiebt.

Baur gelangt gleichwohl zu einem klaren Fazit: Die mit dem Fall betrauten Psychiater und Richter haben die Gefährlichkeit von Dubois durchaus erkannt – doch sie versäumten es, die Konsequenzen zu ziehen. **Seite 20**

Es war die bisher bewegteste Woche dieses Jahres in Bundesbern. Ab Mittwoch sickerte durch, was im Bericht zum institutionellen Rahmenabkommen steht, das die Beziehungen der Schweiz mit der Europäischen Union umfassend regeln soll. Und am Freitag stellten Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf und Peter Hegglin als Präsident der Finanzdirektorenkonferenz die Pläne vor, wie die Schweiz ihre Unternehmensbesteuerung auf Druck der EU umbauen will. Passend zu Pfingsten herrschte dabei einige Geistesverwirrung. Unser Bundeshausredaktor Markus Schär versucht eine Klärung. **Seite 24, 34**

Wenige Wochen vor dem Abstimmungstermin über die Volkswahl des Bundesrats, die das schweizerische Politsystem umpflügen würde, ist es noch immer seltsam ruhig im Land. Fast alle Parteien sind zwar dagegen, aber eine vertiefte kritische Auseinandersetzung mit der SVP-Initiative finde nicht statt, sagt Andi Gross. Für ihn selber gilt das nicht: Der SP-Nationalrat und Demokratieforscher hat sich intensiv damit auseinandergesetzt und sogar ein Buch zum Thema mitherausgegeben («Nur scheinbar demokratisch – Volkswahl des Bundesrates: Ein Rückschritt für die Demokratie»). Im sportlichen Streitgespräch mit Inlandchef Philipp Gut erklärt Gross, warum er die Regierungsbestellung durch die Bürger für einen gefährlichen Irrweg hält und weshalb das Parlament besser geeignet sei, charakterfeste und seriöse Kandidaten zu bestimmen. **Seite 26**

*Ihre Weltwoche*

**Wann ist es Zeit,  
sich ausgezeichnet  
beraten zu lassen?**

**LGT. Partner für Generationen.**  
LGT Bank (Schweiz) AG

[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)

**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

[info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





# Musikalischer Höhenflug im KKL

**Das Basel Tattoo In Concert findet am 15. Juli 2013 erneut im Konzertsaal des Kultur- und Kongresszentrums Luzern statt – ein Galakonzert der Extraklasse!**

Bereits zum dritten Mal wird das Basel Tattoo In Concert im architektonisch und akustisch einzigartigen Konzertsaal des Kultur- und Kongresszentrums Luzern (KKL) durchgeführt.

Zwei ausgewählte Bands des Basel Tattoo 2013 garantieren ein rund zweistündiges Galakonzert der Extraklasse.



Schon im Jahr 2010 hat die Band of Her Majesty's Royal Marines aus England die Besucher des Basel Tattoo begeistert. Im Jahr 2013 kehrt sie nach Basel zurück.

In einer kleineren Selektion dürfen wir diese exklusive Band auch am Basel Tattoo In Concert 2013 begrüßen.

Für einen weiteren musikalischen Höhenflug mit keltischen und afrikanischen Elementen sorgen the Drums and Pipes of the Cape Town Highlanders aus Südafrika.

Ein einmaliges Galakonzert, das Sie sich nicht entgehen lassen dürfen!

Sichern Sie sich Ihr Ticket noch heute, und profitieren Sie vom einmaligen Angebot! Das Angebot ist buchbar bis zum 14. Juni 2013.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.btic.ch](http://www.btic.ch)

## Weltwoche Spezialangebot

**Basel Tattoo in Concert**  
Montag, 15. Juli 2013, 19.30 Uhr

**Konzertticket inklusive  
Basel Tattoo Musik CD 2013\***  
(Pro 2 Tickets 1 Musik CD gratis)  
Kat. 1 Fr. 76.–  
Kat. 2 Fr. 70.–

\* Die Basel Tattoo Musik CD wird Ihnen ab dem 29. Juli 2013 per Post zugestellt.

**Veranstaltungsort**  
Kultur- und Kongresszentrum Luzern (KKL)

**Bestellung**  
Spezialangebot erhältlich über [shop@baseltattoo.ch](mailto:shop@baseltattoo.ch) oder Telefon 061 266 1000, mit dem Promotionscode «Platin-Club». Angebot buchbar bis zum 14. Juni 2013.

**Offizieller Ticketverkauf**  
ohne Weltwoche-Rabatt auf [www.btic.ch](http://www.btic.ch) | [www.kkl-luzern.ch](http://www.kkl-luzern.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Unschweiz

**Aussenminister Didier Burkhalter torpediert die Schweiz und hat nie Gottfried Keller gelesen. Von Roger Köppel**

Der Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller (1819–1890), kein Schwärmer, sondern helllichtiger Sohn der Aufklärung, erkannte es deutlich: «Der Nationalcharakter der Schweizer besteht nicht in den ältesten Ahnen noch in den Sagen des Landes noch sonst in irgend etwas Materiellem, sondern er besteht in ihrer Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit. [...] Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt [...] und sich überhaupt einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben.» Das Umgekehrte allerdings war für Keller ebenso wahr. Sollte ein Schweizer sich «zu sehr behaglich und glücklich» finden als «Untertan irgend eines fremden Souverains [...], so ist er kein Schweizer mehr».

Präziser kann man es nicht fassen: Der Begriff «Schweizer» definiert sich nicht durch das wolkige Wesen einer angeblichen «Nation», sondern durch den Grad der Zustimmung zu einer bestimmten Rechtsordnung. Die Schweiz ist in erster Linie eine Verfassung, die auf die Verwirklichung von Freiheit durch direkte Demokratie abzielt. Es gibt kein anderes Land, in dem die Bürger mehr Macht und mehr Rechte haben. Sie sind die Hüter der Verfassung und der Demokratie in der Schweiz. Wer die Macht, wer die Souveränität der Bürger antastet, verändert die DNA dieses Landes.

Vor diesem Hintergrund sind die irritierenden europapolitischen Vorstösse von Aussenminister Didier Burkhalter zu sehen. Letzte Woche wurden Details öffentlich, doch die Stossrichtung ist seit längerem aus Reden bekannt: Der FDP-Bundesrat schickt sich an, die bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und Europa zu «renovieren». Die Schweiz werde sich auf die EU zubewegen müssen. Einen Anspruch auf «verabsolutierte Souveränität» gebe es nicht, sagte Burkhalter vor einem Monat am Europa-Forum in Luzern.

Eben wurde publik, wie sich Burkhalter das Entgegenkommen vorstellt. Konkret will er die Schweiz der künftigen Rechtsentwicklung im europäischen Binnenmarkt unterwerfen. Auch die bestehenden Verträge sollen rückwirkend geändert werden können, wenn es die EU verlangt. Nicht nur das: Bei Streitfällen soll ein europäischer Gerichtshof entscheiden, auf dessen Zusammensetzung die Schweiz keiner-



«Die Kunst des diskreten Nachgebens».

lei Einfluss nehmen kann. Burkhalters Chefunterhändler Yves Rossier ergänzte am Wochenende: «Ja, es sind fremde Richter, es geht aber auch um fremdes Recht.»

Mit aufreizender Beiläufigkeit wird mit solchen Absichtserklärungen der 700-jährige Sonderfall Schweiz beerdigt. 1499 lösten sich die Eidgenossen nach blutigen Gemetzeln faktisch von der Oberhoheit des deutschen Reichs. Schon der Bundesbrief von 1291 bezeugte den Willen der Urschweizer, keine «fremden Richter» zu dulden. Man akzeptierte zwar zunächst noch die Autorität des Kaisers, aber auch nur deshalb, weil er so weit weg war. Jetzt also auswärtige Gerichte. Es ist, als ob man der Schweiz ihr Rückgrat amputiert.

Der Bundesrat argumentiert mit angeblichen betriebswirtschaftlichen Notwendigkeiten. Er wolle der Schweizer Wirtschaft längerfristig den Zugang zum europäischen Binnenmarkt sichern. Die geschäftstüchtigen Schweizer lassen sich durch solche Verlautbarungen leicht verunsichern. Wer verzichtet in schwierigen Zeiten schon gerne auf einen «Marktzugang»? Tatsache ist allerdings, dass sich der Binnenmarkt in eine Planwirtschaft mit wuchernder Regulierung verwandelt. Einst erfunden zum Ausbau des Freihandels, ist der Binnenmarkt heute ein freiheitsgefährdendes Paragraphenmonster zur Einebnung von Unterschieden und zur Disziplinierung seiner Teilnehmer.

Wie viel Schweiz wollen wir aufgeben, um in der EU mehr Kaffeemaschinen oder Versicherungspolice zu verkaufen? Läuft die neue europäische «Marktwirtschaft» darauf hinaus, dass man als Marktteilnehmer nicht einfach nur konkurrenzfähige Produkte, sondern darüber hinaus auch die teilweise Abschaffung der eigenen Rechtsordnung anbieten muss?

Nie würden die Amerikaner mit Europa einen Vertrag abschliessen, der sie verpflichtet, bei sich zu Hause europäisches Recht zu übernehmen. Marktwirtschaft heisst, dass sich die Leute in ihrer Eigenschaft als Wirtschaftssubjekte und nicht als politische Akteure begegnen. Diese Trennung wird im gelenkten europäischen Binnenmarkt verwischt.

Wenn die Schweiz ihre rechtliche Autonomie (nicht: Autarkie) für den Binnenmarkt aufgeben muss, dann muss sie den Binnenmarkt aufgeben und zum Freihandel zurückkehren. Alles andere ist eines freiheitlichen Staates unwürdig. Warum ausgerechnet der bürgerliche Neuenburger Burkhalter einen derartigen Ausverkauf wollen kann, bleibt erklärungsbedürftig. Freihandel ist Freihandel. Die politische Überfrachtung des Freihandels zum «Binnenmarkt» zerstört am Ende den Markt, den man politisch schaffen wollte.

Der Bundesrat hat bis heute keine klaren Vorstellungen davon, was seine eigene Interessenlage und damit die seines Landes angeht. Oder er verschleiert sie. Nehmen wir als Beispiel das wichtigste Element des Binnenmarkts, die Personenfreizügigkeit. Als man sie einfuhrte, erzählte man den Leuten, diese Massnahme sei vor allem im Interesse der Schweiz. Heute klingt es ganz anders. Burkhalter: «Personenfreizügigkeit» ist ein «zentraler Pfeiler im Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU sowie deren Mitgliedstaaten». Mit der Personenfreizügigkeit werden heute also vor allem die EU-Staaten zufriedengestellt.

In höchsten Dur-Akkorden loben *Tages-Anzeiger* und *Neue Zürcher Zeitung* Burkhalters angeblich mutige und weitsichtige Anpassungspolitik. Was ist so lobenswert an einer Strategie, mit der die Schweiz sich fremden Gerichten unterwirft und damit die Idee torpediert, auf der sie errichtet wurde?

Gewiss: Die Schweiz war immer veränderungswillig und anschmiegsam. Man redete von Widerstand, beherrschte aber die Kunst des diskreten Nachgebens. Man war oft pragmatisch, hängte es nie an die grosse Glocke, lenkte ein, meistens etwas zeitverschoben. Die Schweiz hat aus ihrem «Wesen» nie eine Religion gemacht.

Dennoch: Es gibt unverrückbare Grundwerte, die ihre Identität definieren: echte Solidarität, also Beistand, über Sprachgrenzen hinweg. Die Weigerung, fremde Richter im eigenen Haus zu dulden. Das ist der Zentralnerv.

Burkhalter spricht von einem «institutionellen Preis», den man für zukünftigen Wohlstand eben zahlen müsse. Irrtum. Man gibt sein Land nicht auf, um ein besseres Geschäft zu machen. Was der freisinnige Gottfried Keller zum Inbegriff des Unschweizerischen erklärte – Unterwerfung unter einen «fremden Souverain» –, droht dank einem Freisinnigen bald offizielle Politik zu werden.



Lobeshymne: Roger de Weck. Seite 32



Fehleinschätzung: Mordfall Marie. Seite 20



Grosse Geste: Daft Punk, 1995: Seite 12



Weltmacht: Schweizer Hockey-Nati. Seite 48

## Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Literatur Peter Stamms Triumph

9 Im Auge Anita Weyermann, werdende Drillingsmutter

10 Banken «Globallösung» mit den USA

10 Politik Neuenburgs Linksrutsch

10 Gentech Feldzug gegen die Forschung

11 Personenkontrolle Jordan, Aeppli, Spescha, Tesar etc.

11 Nachruf Jürg Amann, Schriftsteller

12 Schlüssel zum Zeitgeist

Der Geniestreich des französischen Pop-Duos Daft Punk

14 Die Deutschen Fernverkehr mit Ökostrom

14 Wirtschaft Déjà-vu mit den Siebzigern

15 Ausland Shinzo Abe – Japans neue Hoffnung

16 Mörgeli Zu Hilfe, «good old England»

16 Bodenmann Verrichtungsboxen fürs Kapital

17 Medien Zeitungssammeln ist wie Briefmarkensammeln

17 Gesellschaft Fremde Kinder

18 Leserbrief/Darf man das?

## Hintergrund

20 Wer trägt die Verantwortung?

Fragen nach dem Mord an Marie durch einen Rückfalltäter

24 Schweiz Chefdiplomats Yves Rossier zwischen allen Fronten

29 Lesen, rechnen, die Welt retten

Wie Schweizer Schüler «sensibilisiert» werden sollen

32 Roger de Weck und das Hosenlatz-Zitat

Fragwürdige Laudatio auf Daniel Cohn-Bendit

34 Streit bei der Überlebensübung

Fakten zur Besteuerung von ausländischen Unternehmen

42 Ein Fall für zwei

Die ungebrochene Faszination der weiblichen Brust

44 Prominente Das Angelina-Phänomen

46 Theater Das Schauspielhaus kämpft gegen McDonald's

47 Replik Eine Bresche für den Hochadel

48 Das logische Wunder von Stockholm

Die Rückkehr der Schweiz als Hockey-Grossmacht

50 Der Diamant, den niemand wollte

Vom Mauerblümchen zum Fussballstar: Robert Lewandowski

52 «Ist da jemand zu Hause?»

An drei Fronten wird Barack Obama von Skandalen gejagt

54 Wie tot sind wir langfristig wirklich?

Predigte der Ökonom Keynes die Verantwortungslosigkeit?

56 Deutschland Rufmord von Amts wegen

57 Essay Die «Alternative für Deutschland» kommt

58 Erziehung Wenn Kinder einfach gehen

61 Klima Der Meeresspiegel steigt – nicht überall

62 Uhren Der südafrikanische Unternehmer Johann Rupert

63 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 22. Januar 1960



«Es gibt dunkle Flecken»: SP-Nationalrat und Demokratieforscher Gross. Seite 26

## Interview

### 26 «Es wird gefährlich»

Die Volkswahl des Bundesrats sei nur scheinbar demokratisch und könnte schnell in eine autoritäre Herrschaft ausarten, befürchtet Andi Gross

## Stil & Kultur

- 64 Stil & Kultur Gottfried Helnwein, Künstler
- 66 Bestseller
- 66 Literatur Navid Kermanis Reportagen von den Brennpunkten der Erde
- 67 Nachruf Der furiose Keyboarder Ray Manzarek
- 67 Jazz Chet Baker & Gerry Mulligan
- 68 Top 10
- 68 Kino «The Broken Circle Breakdown»
- 69 Fernseh-Kritik «Fenster zum Sonntag»
- 70 Namen Alexander Pereira, Fredy Knie, Boy George etc.
- 71 Hochzeit Wolfgang Koydl und die Schweiz
- 71 Thiel Das Weggli
- 72 Wein Abbaye de Mont Mont-sur-Rolle 2011
- 72 Die Besten Patchwork, Rotgold, Kupfer
- 73 Auto Land Rover Range Rover TDV6 Vogue
- 73 Zu Tisch Restaurant «Focus», Vitznau
- 74 MvH trifft Andreas Murkudis, Einzelhändler

## Autoren in dieser Ausgabe

### Konrad Adam



Konrad Adam, 71, ist Autor zahlreicher Bücher zur deutschen Innenpolitik und Gründungsmitglied der Euro-kritischen «Alternative für Deutschland» (AfD). In seinem Essay schreibt der renommierte Publizist, wie die neue Partei die etablierte Politik aufmischen will. Seite 57

### Leon Wiederkehr



Der 16-jährige Gymnasiast mit Schwerpunkt Mathematik und Physik hat soeben eine Schülerzeitung gegründet. In seinem Beitrag für die *Weltwoche* schreibt er, wie er sich gegen Lehrer wehrt, die mit Moralvorstellungen statt mit wissenschaftlichen Fakten argumentieren. Seite 30



**PROFITABLER BÖRSENFRÜHLING:**  
Produkte, Meinungen und Strategien  
finden Sie in dieser Ausgabe.



# HOLIDAYS

*Wir bezahlen  
deine Traumferien*



### 1. CHECK IN

auf 105.ch die Traumdestination auf der Weltkarte auswählen



### 2. BOARDING PASS

105 hören und den Boarding Pass sichern



### 3. TAKE OFF

Jede Woche Traumferien im Wert von CHF 10'000\* gewinnen

**WWW.105.CH**



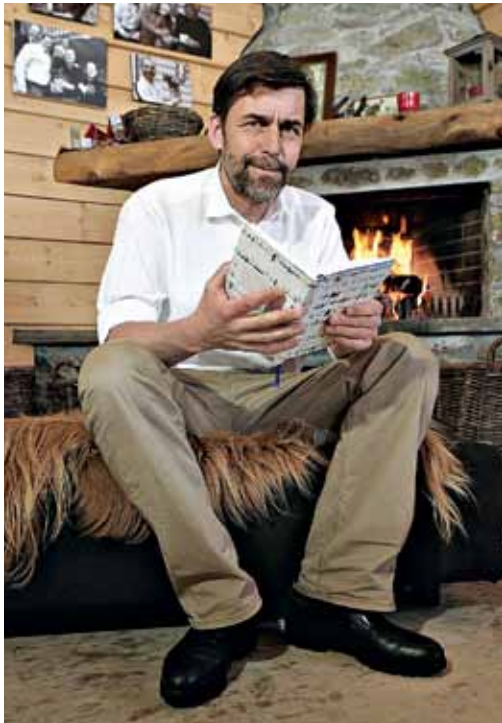
**\*WETTBEWERBSREGELN AUF 105.CH, LAUFZEIT „105 HOLIDAYS“ 20.05. – 14.06.2013**

RADIO 105 EMPFÄNGST DU ÜBERALL AUF DAB+ UND IM KABELNETZ: Z.B. BS 103.9, BE 105.6, LU 101.7, SG 105.3, ZH 105.1 UND UKW 93.0FM



# Enorme Auszeichnung

Von Hubert Spiegel — Peter Stamm ist für den britischen Booker-Preis nominiert worden. Was macht den einzigartigen internationalen Erfolg des Schweizer Schriftstellers aus?



«Für jeden, überall»: Autor Stamm.

Zuletzt, vor zwei Jahren, hat Philip Roth Zihn bekommen, der grosse amerikanische Romancier, der von der schwedischen Nobelpreiskademie seit Jahrzehnten so schmählich ignoriert wird. In diesem Jahr zählte auch Peter Stamm zum Kreis der Anwärter auf den angesehenen Man Booker International, und selbst wenn er die Auszeichnung, die am Mittwoch nach Redaktionsschluss in London vergeben wurde, nicht erhalten haben sollte, ist doch allein schon die Nominierung eine enorme Auszeichnung für den Schweizer Schriftsteller. Denn unter den bislang sechzig Autoren aus aller Welt, die seit 2005 für den alle zwei Jahre vergebenen Preis nominiert waren, fand sich bislang nur ein einziger deutschsprachiger Autor: Günter Grass.

Stamms Erfolg kommt nicht ganz überraschend. Die Bücher des fünfzigjährigen Autors liegen in etwa vierzig Sprachen vor, und fast alles, was Stamm seit seinem 1998 erschienenen Debütroman «Agnes» veröffentlicht hat, wurde nach und nach auch ins Englische übersetzt. Selbstverständlich ist dies nicht: Im Jahr 2011 sind in den Vereinigten Staaten gerade einmal 371 Übersetzungen belletristischer Werke erschienen, das ist weniger als drei Prozent aller Neuerscheinungen in diesem Bereich. Amerika ist übersetzungsfaul, und die Neugier amerikanischer Leser auf lite-

rarische Stimmen aus dem Ausland gilt traditionell als ausgesprochen gering. Wie also ist Stamms internationaler Erfolg zu erklären?

## Er braucht keinen Exotismus

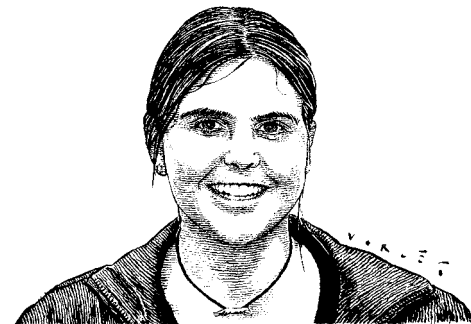
Unter deutschsprachigen Lesern gilt Stamm als unspektakulärer, aber intensiver Erzähler, der mit «geringstem Aufwand an Effekt die seelischen Beschädigungen sogenannter Durchschnittsmenschen» beschreibt, wie ein Kritiker es einmal formuliert hat. Etwas Ähnliches dürfte gemeint sein, wenn die *New York Times* Stamm dafür lobt, dass seine Bücher «das heutige Leben als Abfolge von Brüchen» darstellten. Seien wir ehrlich: Sonderlich aufregend klingt das nicht, vor allem nicht, wenn wir uns vor Augen führen, wie die amerikanischen Bücher beschaffen sind, die in jüngster Zeit hierzulande Aufsehen erregt haben: William T. Vollmann nimmt sich in «Europe Central» den Totalitarismus im gesamten zwanzigsten Jahrhundert vor, und Pulitzerpreisträger Adam Johnson beschreibt in «Das geraubte Leben des Waisen Jun Do» spektakuläre Innenansichten der nordkoreanischen Schreckensdiktatur. Keines dieser Bücher hat weniger als sechshundert Seiten. Stamm ist schlanker.

Stamm trumpft nicht auf. Er sucht keine Effekte. Er braucht keinen Exotismus, borgt sich keine Bedeutung, gibt nicht an, bläht nichts auf. Sein Thema ist das Alltägliche der Welt, der Mensch in seinem Alltagsleben. Der britische Schriftsteller Tim Parks hat vor zwei Jahren Stamms «Sieben Jahre» mit Jonathan Franzens Romanepos «Freiheit» verglichen und festgestellt, dass Stamms Bücher kaum Hinweise auf ihre Schweizer Herkunft enthielten, während Franzens Roman auf die «denkbar lauteste Weise amerikanisch» sei. Stamm schreibe über jedermann – für jeden, überall.

Aber Stamm verschweigt seine Herkunft nicht, sondern er transzendiert sie. Wie Raymond Carver in seinen berühmten Short Storys erzählt auch Peter Stamm von Alltagsdingen, von Gefühlen, Ängsten, Sehnsüchten, Krisen, Nöten und Hoffnungen. Was Stamm auszeichnet, ist seine Fähigkeit, mit sprachlichen Mitteln spürbar werden zu lassen, was jenseits der Sprache angesiedelt ist. Das ist eine Kunst, die offenbar nicht nur in der Schweiz hoch geschätzt wird.

Hubert Spiegel ist Redaktor im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

# Laufauflauf



Anita Weyermann, werdende Drillingsmutter.

Sie war ein Wunderkind, rührend anzusehen in ihrer selbstverlorenen Hingabe, wenn sie fast ins Koma taumelte, die beste Läuferin, die die Schweiz je gesehen hat. Mit siebzehn war sie Juniorinnen-Weltmeisterin über 1500 Meter, sammelte Titel und Medaillen, brach Rekorde am Laufmeter, und ihr geflügelter Spruch «Gringache u seckle» ging als Durchhalterezepth in die Volkssprache ein. Sie war einfach nicht zu bremsen, auch nicht von ihrem Vater und Trainer Fritz Weyermann. Sie hat einen literarischen Zwilling, den jugendlichen Taugenichts Colin Smith in Alan Sillitoes Roman «Die Einsamkeit des Langstreckenläufers», der sein Lauf Talent als tägliche kleine Flucht aus dem Elend der Erziehungsanstalt nutzt. Im entscheidenden Moment aber bleibt er vor der Ziellinie des Langstreckenrennens der Zöglinge stehen, aus Rache, weil er seinen Sieg dem verhassten Anstaltsdirektor vorenthalten will. Anita, das Berner *Modi*, aber lief immer weiter, ungestüm, mit einer beängstigend rücksichtslosen, fast autistischen Leidenschaft gegen sich selber, 50 Kilogramm motorische Kernkraft, getrieben von einem berserkerhaften Willen bis zur Selbstbeschädigung. Sie überstand mehrere Knieoperationen, einen Ermüdungsbruch im Becken, zerschmetterte den Ellenbogen beim Mountainbiken, erlitt Zerrungen und Muskelrisse, und 2008 erklärte sie ihren Rücktritt von all diesen Torturen.

Zwei Tage nach der Geburt ihres Töchterchens Lara war sie bereits wieder am Traben. Mit ihrem langen Atem schloss sie eine Sportmarketing-Ausbildung ab und machte im Fernstudium ihren Bachelor in Wirtschaftswissenschaften an der Universität Hagen. Sie hat die Seiten gewechselt, arbeitet als Personal Coach und moderiert beim Lokalradio Berner Oberland. Und jetzt ist Anita Weyermann, inzwischen 35, schwanger im vierten Monat. Der Herrgott hatte wahrscheinlich das Auge für die Richtige, wenn er der Unermüdbaren Drillinge in die Wiege legt. Die Sponsoren werden ihr hinterherrennen. Neues Familienauto. Pampers, Babynahrung, Strampelhosen, immer mal drei. Sie wird ein Mama-Star. Lauf, Anita, lauf.

Peter Hartmann

## Geld oder Leben

Von Florian Schwab — Von einer «Globallösung» würde vor allem Amerika profitieren.

Die immer wieder verschobene «Globalisierung» für den Schweizer Finanzplatz in Bezug auf die Anliegen der USA rückt näher. Laut Medienberichten steht Staatssekretär Michael Ambühl unmittelbar vor der Unterzeichnung eines Memorandum of Understanding, was sein Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) allerdings dementiert. Unter Parlamentariern gilt es als ausgemacht, dass das Geschäft in der nächsten Session unterschriftsreif ist.

Über die genauen Inhalte hüllt sich das SIF in Schweigen. Selbst National- und Ständeräte bekommen keine Informationen, und das, was aus den Von-Wattenwyl-Gesprächen des Bundesrats mit den Parteien durchgesickert ist, überrascht Insider kaum: In vier Kategorien sollen die Banken unterteilt werden. Als Unterscheidungskriterium dient erstens die Antwort auf die Frage, ob ein Finanzinstitut bereits ins Visier der US-Justiz genommen ist, weil es nach 2009 noch amerikanische Kundengelder angenommen hat, und, zweitens, die Anzahl US-Kunden vor 2009.

Je nach Zugehörigkeit zu einer der vier Gruppen müsste die betreffende Bank einen bestimmten Prozentsatz des verwalteten US-Vermögens an die amerikanische Steuerbehörde IRS abliefern. Die Rede ist von bis zu 50 Prozent, was wohl manch kleiner Privatbank den Garaus machen könnte. Von einem Totalbetrag von fünf Milliarden US-Dollar spricht die *Handelszeitung*, von 7 bis 10 Milliarden Franken will der *Tages-Anzeiger* gehört haben. Zum Vergleich: Vor fünfzehn Jahren zahlten die Banken 1,5 Milliarden an den Jüdischen Weltkongress, was damals ein ausserordentliches Ereignis war.

Das Schweigen des SIF lässt nicht nur beim genauen Frankenbetrag Raum für Spekulationen. Auch der Zeitpunkt ist interessant. So befindet sich der IRS derzeit innenpolitisch im Kreuzfeuer der Kritik, weil seine Beamten Tea-Party-Organisationen aus politischen Gründen mit besonderem Argwohn beäugt haben. Eine Triumphmeldung über den erfolgreichen Zugriff auf Schweizer Bankmilliarden wäre bei der aktuell schlechten Presse sicher eine willkommene Abwechslung.

Ob die Schweiz das erpresserische Grossmachtgehabe der USA in der Form honorieren will? Erstaunen würde es keinen mehr. Mit der Zürcher und der Basler Kantonalbank haben die USA auch zwei Staatsinstitute am Wickel. Neben *too big to fail*-Banken gibt es auch *too political to fail*-Banken.

## Hauptsache, neu

Von Lucien Scherrer — Neuenburg rückt nach links – nicht aus Begeisterung für linke Rezepte.

Neuenburg hat gewählt, die Sozialdemokraten jubeln: Gleich drei ihrer Vertreter haben am Sonntag die Wahl in den fünfköpfigen Staatsrat geschafft. «Linksrutsch in Neuenburg» titelte die Presse, «Debakel für die FDP». Tatsächlich haben die Freisinnigen ihre Regierungsmehrheit verloren, weil zwei ihrer bisherigen Vertreter abgewählt wurden. Dennoch hat das Wahlergebnis nichts zu tun mit dem drängenden Wunsch der Bevölkerung nach linken Rezepten, wie das die Sozialdemokraten jetzt suggerieren.

Die Linke, die mit drei unverbrauchten Kandidaten antrat, hat vielmehr davon profitiert, dass die Regierung in den letzten vier Jahren durch interne Streitereien, Skandale, vorzei-



Wunsch nach einem Wechsel: linke Wahlsieger.

tige Rücktritte und Spannungen zwischen den Regionen gelähmt war (*Weltwoche* Nr. 20/13). Der Wunsch nach einem Wechsel war derart verbreitet, dass die politische Haltung der Kandidaten sekundär war – «Hauptsache, neu» lautete die Devise. Das zeigt selbst die abgestrafte FDP: Deren «neuer» Kandidat Alain Ribaux erzielte das drittbeste Resultat. Der beste Beweis, dass von einer (linken) «Richtungswahl» keine Rede sein kann, ist aber die SVP. Sie gewann im Parlament sechs Sitze, während ihre Galionsfigur Yvan Perrin als erster SVPLer überhaupt in den Staatsrat einzieht. Die Linke dagegen hat im Parlament ihre Mehrheit eingebüsst. Die neue Regierung ist damit zur Pragmatik verdammt, und das ist nicht schlecht für einen Kanton, der in den letzten vier Jahren von einer Regierung regiert wurde, die nur ab und zu regierte – weil sie mit ihren eigenen Problemen beschäftigt war.

## Spieß umkehren

Von Alex Reichmuth — Besondere Auflagen für Gentech-Pflanzen sind überflüssig.

Dass in der Schweiz je Gentech-Pflanzen angebaut werden, glaubt niemand so recht. Zu stark sind die Kreise, die einen Feldzug gegen das vermeintliche Teufelszeug aus der Biotech-Forschung führen, als dass gentechnisch veränderte (GV) Pflanzen eine Chance hätten. Dennoch will der Bundesrat regeln, unter welchen Bedingungen Gentech-Pflanzen nach 2017 aufs Feld kommen dürfen – er hat dazu die sogenannte Koexistenz-Verordnung in die Vernehmlassung geschickt.

Das Resultat ist vernichtend. Zwar regelt bereits die jetzige Fassung die Gentechnik fast zu Tode. Strenge Meldepflichten, strikte Mindestabstände, strenge Warenflusstrennung – all das und noch viel mehr müssten Bauern, die auf genveränderte Kulturen setzen, laut Verordnung beachten. Doch einer breiten Phalanx aus rot-grünen Parteien, Bauernvertretern und Konsumentenschützern ist auch das noch zu wenig. Zusammen mit zahlreichen Kantonen bemängeln sie, die «Verschleppung» der ach so gefährlichen GV-Pflanzen könne nie ausgeschlossen werden, die Konsumenten wünschten keine Gentech-Pflanzen auf dem Teller, und eine Landwirtschaft unter dem Label «gentechfrei» sei sowieso ein Marktvorteil. Darum sei ein Totalverbot vorzusehen.

Doch warum den Spieß nicht umkehren? Zwischen den Risiken gentechnisch veränderter Pflanzen und solchen, die durch konventionelle Züchtung entstanden sind, gibt es keinen Unterschied. Das ist wissenschaftlich längst erwiesen. Gentech ist nicht gefährlicher als Nicht-Gentech. Im Gegenteil: Bei konventioneller Züchtung werden die Gene wild und planlos durcheinandergewirbelt – oft sogar unter Rückgriff auf chemische Substanzen und radioaktive Strahlung. Bei GV-Organismen erfolgt der Gentransfer jedoch gezielt. Deren Wirkung auf Mensch und Umwelt ist in zahlreichen Studien untersucht worden. Wenn schon müsste man also Gentech-Pflanzen zum Standard erklären und den Anbau konventioneller Kulturen nur unter rigorosen Massnahmen zulassen. Käme es dennoch zu einer «Kontamination» von Gentech-Produkten durch konventionell gezüchtete Produkte, wären selbstverständlich die Produzenten Letzterer zur Verantwortung zu ziehen.

Wetten, dass die Unterstützung der Bevölkerung für solche Auflagen sicher wäre – wenn man nur lange genug vor den Gefahren herkömmlicher Nahrungsmittel warnen würde, die nie ganz ausgeschlossen sind?

## Personenkontrolle

### Jordan, Aeppli, Spescha, Tesar, Blank, Sommaruga

Thomas Jordan hat Seriosität in die Schweizerische Nationalbank (SNB) zurückgebracht. Zurzeit macht auch die Kursuntergrenze wenig Kopfzerbrechen. Der Euro-Kurs hat sich zuverlässig über Fr. 1.23 eingependelt, was der SNB Gewinne beschert. Der Beruf des Nationalbankpräsidenten scheint wieder so erfreulich langweilig zu sein wie früher. Weniger Zurückhaltung auferlegt sich Jordan offenbar bei der Wahl seines Autos: Zeugen wollen ihn bereits mehrmals am Zürcher Sitz der SNB in einem weissen Cadillac Escalade gesichtet haben – ein riesiges Sport Utility Vehicle (SUV), das für seine militärischen Konturen und seinen starken Motor bekannt ist. Ob die Ruhe an der Währungsfront trägt? (fsc)



*Erfreulich langweilig:* SNB-Chef Jordan.

Regine Aeppli, Zürcher Bildungsdirektorin, strebt nach Höherem: Wie sie der *NZZ am Sonntag* verraten hat, würde sie gerne das Präsidium der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) übernehmen. SP-Politikerin Aeppli würde damit zur Leitfigur eines Politiker- und Pädagogengremiums, das sich seit einigen Jahren als nationales Bildungsministerium gebärdet, obwohl es auf den demokratisch schwachen Füssen eines Konkordats steht. Dessen jüngster Coup: der Lehrplan 21, der die Lernziele in den Deutschschweizer Kantonen vereinheitlichen soll, wobei die Kinder unter anderem in den Genuss einer guten Portion «nachhaltiger Bildung» kommen sollen (was in der Realität einer Berieselung mit Hilfswerk-Propaganda gleichkommt). Aeppli wäre zur EDK-Präsidentin prädestiniert: Sie zwang den Zürcher Lehrern «progressive» Reformen wie integrativen Unterricht und Frühenglisch auf und kennt sich mit Zwangsbeglückungen bestens aus. Nur ihr jüngster Versuch schlug fehl: Die Stimmbürger stoppten im letzten November Aepplis Projekt, altersdurchmisches Lernen als Alternative zum Jahrgangsklassen-Unterricht einzuführen. Da ist das EDK-Präsidium eine verlockende Herausforderung – denn dem Rat der Bildungs-



*Zwangsbeglückungen:* SP-Politikerin Aeppli.

weisen darf das Volk nicht dreinreden, egal, welche untauglichen Reformen er sich auch ausdenken mag. (lsc)

*Die Volkswirtschaft*, eine einflussreiche ökonomische Fachzeitschrift, wird vom Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) herausgegeben. Der letzte Chefredaktor, Geli Spescha, setzte während dreizehn Jahren allerdings immer wieder mutige und konträre Akzente und öffnete das ehemalige Hoforgan für ein breites Spektrum von Ökonomen. Seit Anfang Mai teilen sich zwei Frauen das Amt: Die vormalige *Bund-Journalistin* Nicole Tesar und die ehemalige Gewerkschaftsökonomin Susanne Blank. Die Fachwelt blickt gespannt auf die Juni-Ausgabe, die sich der Personenfreizügigkeit widmet. Bis jetzt sind hauptsächlich Artikel von Seco-Leuten eingeplant – dabei gäbe es an den Unis durchaus Ökonomen, die Kritisches zum Thema zu sagen haben. *Die Volkswirtschaft* schreibt offenbar wieder näher am Staat. (fsc)

Über Pfingsten besetzten «Aktivisten» in Zürich das Duttweiler-Areal, auf dem Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) ab 2014 ein Bundeszentrum für Asylsuchende bauen will. Wer sich über die Motive der Besetzer informieren wollte, hatte es jedoch schwer. Das Flugblatt war in einer umständlichen klassenkämpferischen Sprache verfasst, die wohl nicht mal alle Besetzer selbst verstanden. «Illegalisierte Migrant/innen sind idealtypische Angestellte des neoliberalen Akkumulationsregimes», hiess es zum Beispiel. Und so wunderte es niemanden, dass sich während des gesamten Wochenendes praktisch keine Besucher zu den Besetzern gesellten. (aku)



*Klassenkampf:* Justizministerin Sommaruga.

## Nachruf



*Letzte Dinge:* Schriftsteller Amann.

**Jürg Amann (1947–2013)** — Glück ist etwas für Feiglinge. Jürg Amann war ein mutiger Dichter, einer der dazu bestimmt war, sich treu zu bleiben. Und wenn es um den Preis des Glücks war. Er erhielt andere Preise, den wichtigsten vielleicht, den Ingeborg-Bachmann-Preis, im Alter von 35 Jahren. Alle Augen lagen nun auf ihm, nicht nur die von Marcel Reich-Ranicki, lagen auf einer Karriere, die glänzend zu werden versprach. Doch Glanz war das Letzte, was dieser Dichter nötig hatte. Dieser Meister des Unterspielens und Abschwächens, wenn das Licht auf ihn fiel.

Ihm ging es um nicht weniger als um letzte Dinge. Die Kunst, das Leben, der Tod. Letzte Dinge suchen den Schatten, den Rückzug aus der Öffentlichkeit. So wurde der Schatten Amanns Licht, aus dem er immer wieder verzweifelt herausblühte, herausschrieb.

Im Geist von Robert Walser und im Sinn von Hölderlin, seinen Seelenbrüdern, entstand im Lauf von vierzig Jahren ein Konvolut von Prosawerken, Theaterstücken, Hörspielen; und wer genau hörte, wer genau las, der stellte fest, wie Amanns virtuose Beschränkung auf die genaue Beschreibung immer mehr an Schärfe – und Gnadenlosigkeit gewann. Jürg Amann schuf ein Werk, das es erst zu entdecken gilt. Und man beneidet die Nachgeborenen, die den nach einem viel zu kurzen Leben in Zürich Verstorbenen erkennen werden. Einen, der an der Lieblosigkeit der vielen litt und der dazu verdammt war, sich mit den Eitelkeiten des Literaturbetriebs niemals gemeinzu machen.

Daniele Muscionico

# Panisch zucken die Börsenkurse

Von Thomas Wördehoff — Mit seinem fulminanten Album «Random Access Memories» hat das französische Duo Daft Punk einen jubelnden Vaternord begangen. Und die Väter halfen bereitwillig mit.

Im dritten Stück zieht man uns schliesslich ins Vertrauen. «My name is Giovanni Giorgio», sagt eine freundliche Stimme mit leicht deutschem Akzent, «but everybody calls me Giorgio.» Der Mann, den sie Giorgio nennen, hatte in der Popwelt einst einen Namen wie Donnergott. Man verbindet ihn mit den Glitzerklängen der Popmusik, Giorgio Moroder ist Legende, überlebensgross längst. Zusammen mit seinem Partner Pete Bellotte hat er Donna Summer erfunden, «Love to Love You Baby», er ist Vater des «Munich Sound», der um die Welt ging, kurz: Giorgio Moroder ist Disco.

Inzwischen ist er 73 Jahre alt, und mit so geschichtsträchtigen Persönlichkeiten nimmt man gern mal einen Drink. Vor einiger Zeit meldeten sich zwei französische Gentleman bei dem schillernden Südtiroler. Guy-Manuel de Homem-Christo (39) und Thomas Bangalter (38) gaben sich als Fans des Alten zu erkennen, und auch Giorgio Moroder waren die beiden Herren aus Paris durchaus ein Begriff: Als Daft Punk (etwa: Blöde Deppen; so genannt nach einem Zeitungsverriss ihrer ersten CD) tummelte sich das Duo seit geraumer Zeit durchaus mit Erfolg auf dem Markt.

Von wegen Blödeltruppe: Kennengelernt hatten sich die beiden Gastgeber schon 1987 – in besseren Kreisen. Beide absolvierten das noble Lycée Carnot, die Eliteschmiede, auf der schon Kapazunder wie Jacques Chirac, Dominique Strauss-Kahn oder auch der Philosoph Gilles Deleuze ihren letzten Bildungsschliff erhielten. Moroder war denn auch schwer beeindruckt von dem als schüchtern geltenden Tandem.

Zum ersten Treffen brachten Bangalter und de Homem-Christo ein Aufnahmegerät mit, und Moroder begann bereitwillig aus seinem Leben zu erzählen. Wie er als Teenager in deutschen Landdiskotheken als Sänger auftrat, wie er zwei Jahre lang nachts in seinem Auto kampierte, und wie er schliesslich die Musik für



Spielt mit: Discolegende Nile Rodgers.

kommende Generationen suchte – und auch fand. Nach vier Stunden zogen die Franzosen befriedigt ab; auf Band hatten sie die Lebensgeschichte eines Musikfürsten und nicht weniger als den Masterplan des Pop der siebziger Jahre.

«Giorgio by Moroder», so heisst Track 3 auf «Random Access Memories», der neuen CD von Daft Punk, und es ist das Herzstück der Silberscheibe. Moroder erzählt, begleitet von einem durchgehenden Beat, wie der ganze Wahnsinn begann, die Geburtsstunde der Disco-Musik: mit einem Click-Track, den Moroder auf 120 Beats pro Minute einstellte und mit einem Moog-Synthesizer synchronisierte. Das faszinierend-hypnotische, bisweilen nervige Bumm-Bumm-Bumm war geboren – eben «the sound of the future», wie Giorgio Moroder noch heute schwärmt.

## Hausnummer «Sergeant Pepper»

Das klingt nach Resteverwertung von Bekanntem und Altbekanntem, doch es kam anders. Ganz anders. «Random Access Memories» war bereits Wochen vor seinem Erscheinen «das Album, über das die ganze Welt spricht» (*Bild*), es wurde schliesslich als «ein fabelhaftes, heroisches, manchmal lächerlich ehrgeiziges Unternehmen» (*Observer*) belobt, mit anderen Worten, die Medien liefen heiss; nur David Bowies Rückmeldung aus dem Ruhestand vor einigen Wochen hat ein ähnliches Bohei verursacht wie der neue Schlag von Daft Punk.

Und tatsächlich, es ist ein seltenes Meisterwerk geworden, ein Streich, wie er in diesen dürren Zeiten vermutlich nur alle Jubeljahre einmal gelingt. Und ja, es gehört zu jenen Grosstaten, die nach einem penibelst ausgeklügelten Plan entstanden sind. Kann man Erfolg planen? Man ist versucht, diese Frage nach dem Genuss dieses Albums zumindest mit einem vorsichtigen «Vielleicht» zu beantworten.

Eine blossе Träne im Knopfloch tut's jedenfalls nicht: Die heimelige Paddeltour im lauwarmen Meer der Erinnerungen endet ja meist bei spannungslosen Imitaten, die entkräftet vor sich hindümpeln. Daft Punk aber hatten eine präzise Idee: Sie wollten ein bahnbrechendes Album kreieren, Hausnummer «Sergeant Pepper» oder «Let It Bleed» oder «Rumours», besser noch: «Thriller». Daft Punk wollten die ganz grosse Geste, das bedeutende Werk, das Ereignis.

Ihr Interesse ging über den megalomanen Ehrgeiz hinaus, fast könnte man ihnen gesell-



Maskierte Grösse: Daft Punk.

schaftspolitische Ambitionen unterstellen: Guy-Manuel de Homem-Christo und Thomas Bangalter strebten, so scheint es, ein Statement an, welches den grassierenden Ängsten auf beeindruckende Weise Paroli bieten würde. Als wollten sie einem kleinmütig gewordenen Heute entgegentreten, das sich, geplagt von panisch zuckenden Börsenkursen, nervösen Märkten, Immobilienblasen, Umweltkatastrophen und dunklen Zukunftsaussagen, mit übersichtlichen, beschaulichen, vorsichtig formulierten Projekten begnügt. Daft Punk wollten den engen Käfig sprengen: Kein umweltfreundlicher Kleinwagen sollte es werden – ein grell-ausladender Strassenkreuzer sollte vorfahren. Kein Streichquartett auf Darmsaiten – Karajan im Breitwandformat, das war die Devise.

Sie selbst hatten ihre Kreativität schon vor einiger Zeit vor destruktiv-störender Zersetzung geschützt. Ihr letztes Foto stammt von 1995, seitdem sind sie nur noch als Roboter zu sehen – unter formschönen futuristischen Masken versteckt, haben sie quasi die Positio-



nen vertauscht: Sie sind das anonyme Publikum ihrer Fans. Keiner kann ihnen was.

So konnten sie fast fünf Jahre lang ungestört im Verborgenen werkeln. Daft Punk sagten zunächst einmal dem gewohnten elektronischen Firlefanz adieu: «Computer sind ja nicht wirklich Musikinstrumente», findet ein geläuteter Thomas Bangalter inzwischen. «Die menschliche Kreativität ist kraftvoller als eine Maus oder ein Touchscreen.» Ausgehend von dieser Erkenntnis sahen sich die beiden in der Szene um. Der Blick schweifte zurück: «In gewisser Weise war es, als ob wir auf einem Highway in Richtung Gegenverkehr fahren würden.» So trafen sie auf Moroder, aber auch auf einen seiner gewichtigen Schüler, Nile Rodgers, der mit seinem ebenfalls legendären Projekt Chic («Le Freak») dem Mann aus München erfolgreich nachgeeifert hatte.

Doch das Kunststück der ambitionierten Franzosen gelang nur, weil ihre Zeitreise in die Siebziger *all inclusive* gebucht war. Sprich: Ihnen ging es nicht lediglich um den Bau eines Denkmals oder die Wiederbelebung des deka-

zenten Studio 54 – Bangalter und de Homem-Christo wollten mit ihren Helden von einst und ein paar Getreuen das Disco-Zeitalter für heute neu erfinden.

#### Michael Jacksons Drummer

Und das ging so: Bis auf einen Song gibt es keine Drum-Machine auf RAM, für das Schlagzeug machten sie John JR Robinson, Michael Jacksons Drummer auf «Off the Wall» (1979), ausfindig, den Bass vertrauten sie Omar Hakim an, der schon für die Rolling Stones und Stevie Wonder die Muskelbildung der Songs beschleunigt hatte. Zusammen mit dem R&B-Sänger Pharrell Williams oder dem Strokes-Vokalistin Julian Casablancas gelang ihnen so ein Album, das vom Übermut der Entdeckerfreude durchpulst wird – eine Art jubelnder Vaternord an den verehrten Konkurrenten von damals, ein donnerndes 70-Mann-Orchester inbegriffen. Die Altstars lassen sich bereitwillig mitreißen, und so entstand ein unfassbar kraftvolles und fantasiebesoffenes Album. «They went back to go forward», bemerkt ein euphorisierter Nile Rodgers, und der

fulminante kanadische Jazzpianist Chilly Gonzales (41), der ebenfalls auf dem Wunderwerk nach Lust und Laune brillieren darf, beschreibt das bemerkenswerte Doppel aus Paris schlicht als «people who are in possession of the key to the true zeitgeist».

Diesen Schlüssel halten Thomas Bangalter und Guy-Manuel de Homem-Christo gewiss. Getreu ihrem altersweisen Motto «Kontrolle zu bewahren ist schwer – Kontrolle zu ergattern ist praktisch unmöglich» bestimmten sie von Anbeginn den Verlauf des Projekts. Sie produzierten auf eigene Kosten und boten das fertige Album dann vorerst einem Jahr dem Musikriesen Columbia Records an, inklusive des bis ins Detail ausgefeilten Marketingplans, Plakat- und Werbekampagne fix und fertig. Für den Columbia-Chef Rob Stringer war klar: «We had a big, big record.»

Warten wir's ab. Die erste Single «Get Lucky» besetzt bereits die ersten Charts-Positionen – das wichtigste Ziel aber ist schon jetzt erreicht: Das mit der grossen Geste hat geklappt. Lassen wir uns mitreißen? ○

## Windsurfen

Von Henryk M. Broder — Die Bahn setzt im Fernverkehr auf Ökostrom.



Albert Einstein war nicht nur ein wissenschaftliches Genie, er konnte auch komplexe Zusammenhänge einfach erklären. Zum Beispiel so: «Zwei Dinge sind unendlich, das Universum und die menschliche Dummheit, aber bei dem Universum bin ich mir noch nicht ganz sicher.»

Würde Einstein noch leben, sähe er sich täglich aufs Neue bestätigt. Etwa bei einer Zugfahrt mit dem ICE von Hamburg nach Kassel-Wilhelmshöhe. Die Verspätung hält sich mit einer Viertelstunde in Grenzen, jede zweite Toilette ist intakt, und wenn man durch den Korridor flaniert, lernt man einiges dazu, was einem in der Schule nicht beigebracht wurde. «Ab sofort können Sie mit 100 Prozent Ökostrom in den Fernverkehrszügen in Deutschland unterwegs sein», und das «mit reinem Gewissen» und über 250 Stundenkilometern.

Diese Information versetzt den Reisenden sofort in gute Laune, denn noch während er auf den Zug wartete, quälte ihn das schlechte Gewissen, war er doch im Begriff, einen gewaltigen CO<sub>2</sub>-Fussabdruck zu hinterlassen; nun aber erfährt er, dass die Fernverkehrszüge mit hundert Prozent Ökostrom unterwegs sind. Irgendwo in der Nordsee dreht sich ein Riesenwindrad, das den ICE von Hamburg nach Kassel-Wilhelmshöhe mit Strom versorgt, Ökostrom. Aber warum können nur die Benutzer der Fernverkehrszüge mit hundert Prozent Ökostrom reisen? Ist nicht genug Ökostrom für alle da, also auch für die Pendler in den Nahverkehrszügen? Wie macht die Bahn das? Wie kann durch dieselbe Oberleitung mal Ökostrom und mal normaler Strom fließen, je nachdem, welcher Zug gerade unterwegs ist?

Nur ein Genie wie Albert Einstein könnte solche Fragen beantworten. Mit einer einfachen Formel, die jeder Bahnkunde verstehen würde. Egal, ob er mit einer «Schwarzen Mamba» oder nur mit der «Bahncard 25» reist, in der ersten oder in der zweiten Klasse, von Nord nach Süd oder von Ost nach West. Mit Hasenbrot im Gepäck oder bei Gnocchi mit mediterranem Gemüse im Bordrestaurant. Eine Formel, mit der man auch die vielen Verspätungen im Sommer und die ausserplanmässigen Stopps erklären könnte: «Alle Räder stehen still, wenn der laue Wind es will!»

## Fehler der Vergangenheit

Von Kurt Schiltknecht — Die Geldschwemme in den Industriestaaten wird keine Probleme lösen. Die Schweizerische Nationalbank muss mit Devisenverkäufen eine Abwertung verhindern.

Die Geldschwemme in den Industrieländern zeigt Wirkung. Die Börsenkurse steigen, und die Wirtschaft gewinnt sowohl in den USA als auch in England und Japan an Fahrt. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch die europäische Wirtschaft wieder positive Lebenszeichen von sich geben wird. Dies ist auf den ersten Blick erfreulich. Doch bei näherer Betrachtung bleiben die Bedenken über die Entwicklung der Weltwirtschaft bestehen. Keines der grossen Probleme – weder die Überschuldung vieler Industriestaaten noch die Euro-Krise, noch die Finanzierung der südeuropäischen Unternehmen – ist erfolgversprechend angegangen worden. Die Krise mit einer Geldschwemme zu übertünchen, ist langfristig kein gangbarer Weg.

Trotz Geldschwemme lassen sich noch keine konkreten Anzeichen einer Inflation ausmachen. Doch die Erfahrung zeigt, dass die Inflation erst mit einer Verzögerung von ein bis zwei Jahren einer monetär induzierten Wachstumsbelebung folgt. Das wissen die Notenbanken. Für die meisten von ihnen ist Wachstum wichtiger als stabile Preise. Deshalb treffen sie keine Vorkehrungen gegen eine Inflation. Für die Schweizerische Nationalbank sollte die gegenwärtige Entwicklung auf den Finanzmärkten und in der Weltwirtschaft ein Warnzeichen sein. Nachdem die Schweizer Wirtschaft sich erfolgreich auf einen Wechselkurs des Euro von Fr. 1.20 und einen Dollarkurs von rund 90 Rappen eingestellt hat, kommt die jüngste Abwertung des Frankens vor dem Hintergrund der sehr expansiven Geldpolitik ungelogen.

### Die Angst der Nationalbank

In vielem erinnert die Situation an das Ende der siebziger Jahre. Damals war die Geldpolitik wegen der Einführung einer Untergrenze für den DM-Kurs sehr expansiv. Als sich dann der Wechselkurs entgegen allen Erwartungen plötzlich abschwächte und die spekulativen und Sicherheit suchenden Gelder wieder in andere Währungen abflossen, wagte es das damalige Direktorium nicht, die Abwertung mit Devisenverkäufen zu bremsen. Man glaubte, damit ein falsches Zeichen zu setzen und einer erneuten Aufwertungsspekulation Vorschub zu leisten. Das Inflationsrisiko wurde auch wegen der schwachen Wirtschaft als gering

eingeschätzt. So kam es, dass das Direktorium entgegen der Empfehlung des Stabs beschloss, sowohl die Abwertung als auch das hohe Geldmengenwachstum zu tolerieren. Die Folgen liessen nicht lange auf sich warten. Die Inflation beschleunigte sich auf über 5 Prozent.

Es wäre bedauerlich, wenn die Nationalbank den Fehler wiederholen würde. Falsch wäre es vor allem, die Geldpolitik der US-Notenbank zu imitieren. Deren Idee, den geldpolitischen Kurs auch an der Arbeitslosenrate zu orientieren, erinnert an deren fatale Politik der siebziger Jahre. Damals versuchte das Federal Reserve Board, das Wachstum und die Arbeitslosigkeit mit der Geldpolitik zu steuern. Ein Umdenken setzte erst ein, als die Arbeitslosigkeit trotz Inflationsraten von über 10 Prozent weiter stieg.

Die heutige Wirtschaftslage in den USA und in Europa ist im Vergleich zu den siebziger Jahren katastrophaler. Die Staatsverschuldung hat inzwischen Ausmasse angenommen, die

ein nachhaltiges Wachstum und einen dauerhaften Abbau der Arbeitslosigkeit verunmöglichen. Die Ungleichgewichte in der europäischen Wirtschaft haben sich auf kaum mehr zu überbrückende Weise vergrössert. Lösungen sind nicht in Sicht. Noch immer werden die Entscheidungen der Euro- und Währungsfonds-Politiker von politischen statt von

wirtschaftlichen Ideen dominiert. Die Politiker kümmert es wenig, dass die Arbeitslosigkeit nicht tolerierbare Niveaus erreicht hat.

Bei der Konzipierung der schweizerischen Geldpolitik müssen diese Aspekte im Auge behalten werden. Vor allem für den monetären Bereich stellen sie eine permanente Bedrohung dar. Im realen Bereich sieht die Situation besser aus, denn die Wirtschaft passt sich laufend den neuen Gegebenheiten an und richtet ihre Aktivitäten vermehrt auf Lateinamerika und Asien aus. Trotz der vielen Unsicherheiten und des widrigen Umfeldes in Europa bietet der heutige Wechselkurs des Frankens der Wirtschaft keine Probleme. Angesichts der guten Wirtschaftslage drängt sich keine Abwertung auf. Im Gegenteil, die Aufrechterhaltung der Preisstabilität erfordert einen starken Franken. Für die Nationalbank bedeutet dies, dass sie mit Devisenverkäufen eine Abwertung verhindern, das Geldmengenwachstum drosseln und mit dem Abbau des Devisenbestandes beginnen muss.



# Shinzo Abe – Japans neue Hoffnung

Von Hansrudolf Kamer — Japans Wirtschaft belebt sich. Die Reformen von Ministerpräsident Abe greifen, wollen aber mehr als nur Wachstum. Sein Nationalismus richtet sich gegen China.



Seit zwanzig Jahren kommt Japan, hinter Amerika und China die drittstärkste Wirtschaft der Welt, nicht vom Fleck. Nun plötzlich gibt es einen Vitalitätsschub. Shinzo Abe, seit Dezember im Amt, setzt konsequent ein Programm um, das sein Land zu neuer Prosperität führen soll.

Die Börse boomt. Staatsausgaben treiben das Wachstum an. Die Expansion um 3,5 Prozent im ersten Quartal 2013 kontrastiert positiv mit der moribunden Lage in Europa und der beharrlichen amerikanischen Schwäche. Die wirtschaftliche Wiederbelebung begann schon im letzten Herbst, als die Liberaldemokraten noch nicht am Ruder waren.

Die Börse boomt. Staatsausgaben treiben das Wachstum an. Die Expansion um 3,5 Prozent im ersten Quartal 2013 kontrastiert positiv mit der moribunden Lage in Europa und der beharrlichen amerikanischen Schwäche. Die wirtschaftliche Wiederbelebung begann schon im letzten Herbst, als die Liberaldemokraten noch nicht am Ruder waren.

Ministerpräsident Abe – seine Beliebtheitswerte liegen bei mehr als siebzig Prozent – nimmt für sich in Anspruch, er habe die günstige Entwicklung gefördert, indem er die Bank of Japan zwang, noch mehr Geld in Umlauf zu bringen. Angesichts der hohen Staatsverschuldung von 240 Prozent des Bruttoinlandsprodukts kann er diese Politik nicht ewig weiterführen. Sein Spielraum bleibt eng begrenzt.

Und es muss schnell gehen. Die kurzfristigen Errungenschaften müssen politisches Kapital generieren, damit der notwendige Umbau der Wirtschaft durchgesetzt werden kann: Auf die Geldschwemme und die neuen Staatsausgaben für Infrastrukturprojekte soll die Reformphase folgen. Sie ist bei weitem der wichtigste Pfeil in Abes Köcher.

Doch geht es ihm nicht nur um die Wirtschaft. Vielmehr sieht er die ökonomische Revitalisierung als Basis für weiterreichende Pläne. In wenigen Wochen finden die Wahlen zum Parlament der Grosstadtregion Tokio statt. Diese gelten als Test für die Wahlen zum japanischen Oberhaus im Juli. Erringen die Liberaldemokraten auch hier die Mehrheit, ist eine hohe Hürde für das Reformprogramm überwunden.

Shinzo Abe ist nicht der Erste, der seinen Landsleuten verspricht, die Nation endlich aus dem Sumpf zu ziehen. Die Aufgabe verlangt herkulische Anstrengungen. Das Bruttoinlandsprodukt verharrt auf dem Niveau von 1991, und auch der Nikkei-Aktienindex hat – trotz seinem jüngsten Höhenflug – erst einen

guten Drittel seines einstigen Hochs erreicht. Schliesslich und endlich: Auch Japan altert rapide. Eine schrumpfende Arbeiterschaft muss eine wachsende Kohorte von Senioren stützen.

Der Regierungschef vertraut darauf, dass sich die Misserfolge seiner Vorgänger nicht wiederholen. Der Grund dafür ist China. Abe spielt die Nationalismus-Karte. Seit China im Südchinesischen Meer Kanonenboot-Politik betreibt und der Streit um die Senkaku/Diaoyu-Inseln periodisch eskaliert, sieht sich Japan herausgefordert.

## Zu viel Patriotismus?

Abe hat dabei nicht nur China im Visier. Er will auch kein Vasall seines Bündnispartners, der Vereinigten Staaten, werden oder bleiben. Das beginnt schon bei der Währungspolitik. Bei seinem Amtsantritt erklärte er unumwunden, Japan müsse sich gegen Amerikas und Europas Geld- und Stützungs politik verteidigen durch Massnahmen, die den Yen schwächen und die Exporte ankurbeln. Diese klassische «beggar-thy-neighbour»-Strategie ist natürlich nicht risikofrei.

Die Politik des Shinzo Abe ist aus einem Stück. Er braucht Nationalismus und Patriotismus, um seine Strukturreform zu verwirklichen, denn diese verlangt Opfer. Dafür braucht er auch eine Änderung der Verfassung

von 1947. Die Begründung lautet, sie sei unter dem Einfluss der amerikanischen Besetzung entstanden und schränke die Souveränität Japans ein.

Aus westlicher Sicht wäre ein wieder prosperierendes Japan ein Gewinn. Wenn Nippon seine nominell pazifistischen Selbstverteidigungskräfte endgültig in normale umwandeln würde, wie sie jeder andere Staat in der Region unterhält, wäre das ein Plus für die Sicherheit Nordostasiens.

Die Risiken sind schnell aufgezählt. Das Wirtschaftsprogramm könnte scheitern, weil Abe auf die Erhöhung von Konsumsteuern verzichtet oder gegenüber mächtigen reformfeindlichen Interessengruppen einknickt: gegenüber der Pharmaindustrie, der Elektrizitätsbranche, der Agrarlobby.

Politisch könnte er den Patriotismus übertreiben. Er persönlich gehört zu jener Minderheit, die die amerikanische Vormundschaft in Sachen Demokratie in der Nachkriegszeit als Erniedrigung ansieht. Aufmerksam wurde in Südkorea und China registriert, dass er die Aggression des imperialen Japan im Zweiten Weltkrieg zu relativieren schien. Auch Verfassungsänderungen, die auf eine Abschaffung liberaler Freiheiten zielen, wecken ungute Gefühle.

Das Geschichtsbild der Japaner sorgt regelmässig für Aufregung. Shinzo Abe war vor kurzem bemüht, die Wogen zu glätten, denn Japans Wiederaufschwung ist auch vom Umfeld abhängig – vor allem von der Entwicklung der chinesisch-amerikanischen Rivalität.

Sollte Washington zur Überzeugung gelangen, China entwickle sich zu einer aggressiven globalen Macht, dann wird der japanische Nationalismus zum Verbündeten. Wenn nicht, dann bleibt ein messbarer Rest der Skepsis. ○



Herkulische Anstrengungen: Japans Premier Abe.

## Zu Hilfe, Good Old England

Von Christoph Mörgeli

Während sich Mitteleuropa 1618 bis 1648 im Dreissigjährigen Krieg in Mord und Brand erschöpfte, entwickelte England seinen Nationalstaat – mit Parlamentarismus, blühendem Handel und liberalem Bürgertum. Während die Monarchen auf Europas Festland im Siebenjährigen Krieg 1756 bis 1763 um Ländereien balgten, wiesen die Briten das absolutistische Frankreich entschlossen in die Schranken: in Europa wie in Nordamerika. Als Napoleon – der heute als Massenmörder vor ein internationales Tribunal gestellt würde – ganz Europa unterjochte und zum Feldzug gegen Russland zwang, widersetzte sich Good Old England zu Lande und zu Wasser. Und bereitete dem Gewaltherrscher sein Waterloo.

Es folgte die einzigartige Pax Britannica des 19. Jahrhunderts. Das British Empire kontrollierte zwei Fünftel der Erde, wurde zur führenden See-, Industrie- und Geistesmacht und sorgte für weltweiten Freihandel. Unser freiheitlicher Bundesstaat wäre 1848 ohne Unterstützung der britischen Diplomatie gegen die reaktionären Staaten gescheitert. Doch Europa verachtete die englischen «Krämerseelen» und setzte auf Kaisertum, Militarismus, später auf braune und rote Diktatoren. Als Hitler 1940 Europa überrollte, widersetzte sich England in heldenhaftem Kampf. Gemeinsam mit den USA gelang die Rettung Europas und damit von Menschlichkeit, Demokratie und Marktwirtschaft. Besonders bemerkenswert: Seit dem Mittelalter hat das Vereinigte Königreich noch keinen einzigen Krieg verloren.

Die Schweiz als Erfolgsmodell muss sich an angelsächsischen Vorbildern messen. Nicht am deutschen Obrigkeitsstaat. Oder am französischen Zentralismus. Oder an der italienischen Anarchie. Die Briten sind der Euro-Zone ferngeblieben. Sie wählen zunehmend EU-kritische Parteien. Sie setzen weiterhin auf das, was Europas Stärke ausmacht: ein bunter Teppich konkurrierender, vielfältiger, unterschiedlicher Länder. Die gemeinsame Währung und die Brüsseler Zentralisierung sind gescheitert. Das birgt Spannungen, Sprengkraft und Spaltung. Ein in der bürokratischen Union gefesselt Europa kann wohl nur noch von England befreit werden. Wenn Britannien dem drohenden Einheitsstaat nicht baldmöglichst ein Ende setzt, versinkt Europa in Inflation, Verstaatlichung und Arbeitslosigkeit. Wie dann, wenn in England zwischendurch die Linken herrschen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Verrichtungsboxen fürs Kapital

Von Peter Bodenmann — Privilegien für ausländische Unternehmen sollen Euro-kompatibel in die Zukunft gerettet werden.



Es geht auch anders: Swatch-Chef Hayek.

In der Schweiz residieren 5674 Pauschalbesteuerte. Sie bezahlen im Durchschnitt knapp 120 000 Franken Steuern. Im Ausland müssten sie durchschnittlich mindestens 500 000 Franken bezahlen. Die nicht bezahlten zwei Milliarden Franken fehlen – unter anderem – den Ländern, die mit extrem hoher Jugendarbeitslosigkeit zu kämpfen haben.

Gewisse Schweizer Kantone zogen dank extra tiefen Steuern für ausländische Unternehmen jede Menge Multis und Holdings an. Diese bezahlen – vorsichtig geschätzt – fünf Milliarden Franken weniger Steuern, als in jenen Ländern fällig wären.

Dazu kommen die un versteuerten Konten und Erträge der Herren Hoesner und Konsorten. Auch hier werden vorab jenen Ländern, die gegen hohe Arbeitslosigkeit kämpfen, dringend notwendige Mittel entzogen.

Dies alles hat mit unternehmerischen Leistungen wenig bis nichts zu tun.

### Hayeks Forderung

Es geht auch anders: Nick Hayek bringt eine neue mechanische Swatch auf den Markt. Und fordert – da etwas isoliert – ausgerechnet in der Gewerkschaftszeitung *Work* endlich eine Industriepolitik für die Schweiz. Die Pilatus-Werke werden 400 neue Mitarbeiter einstellen, um den neu entwickelten zweistrahligen Jet aus Stans in der Schweiz zu bauen. Es gibt

einen Gegensatz zwischen dem Werkplatz Schweiz und dem Steuervermeider-Paradeplatz Schweiz.

Jetzt sollen die Privilegien für ausländische Unternehmen Euro-kompatibel, das heisst nichtdiskriminierend, in die Zukunft gerettet werden.

Der Trick: In Zürich dürfen Freier neu eine Verrichtungsbox benutzen. Neu sollen alle Unternehmen in der Schweiz ihrerseits Lizenzboxen benutzen dürfen. Erträge aus Rechten, Patenten und so weiter, die in diese Box fließen, werden nur mit einer Steuer von zehn Prozent belastet. Alle übrigen Erträge mit einer solchen von zwanzig Prozent.

Die kleinen und mittleren Unternehmen werden keine Lizenzboxen errichten können oder wollen. Weil sich an solch aufwendigen Konstruktionen – wie Erfahrungen belegen – nur Anwälte und Treuhänder dumm und dämlich verdienen.

Für die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer bedeuten die Vorschläge des Bundes und der Kantone zwei Dinge: Entweder spart der Bund bei der AHV und den Krankenkassen. Oder aber die Mehrwertsteuer wird erhöht. Beides ist gleich unsozial.

Aber das ist ja das Ziel der Übung. National und international.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Die blaue Mauritius

Von Kurt W. Zimmermann — Zeitungssammeln ist wie Briefmarkensammeln. Es ist ein Vergnügen für reiche Rechte.

Der letzte Einkauf lief in Oklahoma. Warren Buffett, der drittreichste Mann der Welt, kaufte sich die *Tulsa World*. Das Blatt hat eine Auflage von 93 000 Exemplaren.

Es war die 28ste Zeitung, die Grossinvestor Buffett, der Hauptaktionär von Berkshire Hathaway, innerhalb von fünfzehn Monaten übernahm.

Eine Zeitung zu kaufen, ist derzeit ähnlich unkompliziert wie der Erwerb eines Occasionswagens. An jeder Ecke werden einem die Dinger nachgeworfen. Als letzte Angebote kamen eben die *Los Angeles Times* und die *Chicago Tribune* auf den Markt.

Als favorisierte Käufer für die beiden Blätter werden die Gebrüder Charles und David Koch genannt, die ihr Geld im Energie- und Chemiegeschäft gemacht haben. Sie sind noch eine Spur finanzstärker als Warren Buffett. Auf der *Forbes*-Liste der reichsten Erdbewohner liegen sie zusammengezählt auf Rang zwei.

Es ist derzeit chic in der gehobenen Milliardärskaste dieses Planeten, sich die eine oder andere Zeitung zu gönnen. Auch der Reichste hienieden, der mexikanische Telekom-Tycoon Carlos Slim, hat sich bei der *New York Times* eingekauft. Ohne ihn wäre die Traditionszeitung womöglich den Bach runtergegangen. Der vermögendste Europäer, der Luxus-Unternehmer Bernard Arnault, leistet sich mit *Les Echos* ebenfalls ein eigenes Blatt.

Das Ganze hat etwas Trendig-Morbides. Es ist ein bisschen wie Briefmarkensammeln. Die blaue Mauritius oder die gelbe Treskilling haben zwar keinen echten Geld- oder Nutzwert. Aber sie sind, wie Zeitungen, über 150 Jahre alt und hübsch anzuschauen. Man wird bewundert, wenn man sie hat. Helvetische Gutverdiener wie Tito Tettamanti und Christoph Blocher haben sich bei der *Basler Zeitung* ebenfalls unter die Sammler eingereiht.

Zeitungen bieten für Männer zudem eine spezielle Form von Sinnlichkeit. Das hat olfaktorische Gründe. Nichts riecht für eine männliche Nase besser als der Duft von Drucker-schwärze. Frauen hingegen bevorzugen eher den Geruch von Diamanten.

Die Sinnlichkeit besteht auch darin, dass Zeitungen eine neue Dimension erschliessen. Die Männer auf den Reichsten-Listen leben ja meist in ihrem geschlossenen Kreis. Der einzige Kontakt zum gemeinen Volk ist die jährliche Aktionärsversammlung.

Eine Zeitung nun bietet das Erlebnis der öffentlichen Kommunikation im Tagesrhythmus. Das ist faszinierend. Manche der neuen



Olfaktorische Gründe: Investor Buffett.

Zeitungsbesitzer erliegen darum der Versuchung, ihre politische Botschaft in die Welt hinauszusenden. Für diese Botschaft decken sie gerne ein Defizit.

Natürlich ist das harmlos. Meinungsfreiheit ist in unserer Gesellschaft kein Problem. Es ist kein Problem, wenn ein Zeitungsbesitzer im eigenen Blatt von seiner Meinungsfreiheit Gebrauch macht.

Doch damit sind wir beim Problem. Zeitungen kosten Geld. Geld haben erfolgreiche Leute. Erfolgreiche Leute stehen rechts. Wenig oder kein Geld haben hingegen die Linken. Dennoch wollen sie im Journalismus mitreden.

Bei der *Los Angeles Times* und der *Chicago Tribune*, beides liberale Blätter, erleben wir darum dasselbe Theater, das wir schon dutzendfach erlebt haben. Die potenziellen Käufer, die Brüder Koch, stehen der Tea Party nahe. Von Gewerkschaftern und linken Aktivisten hagelt es darum heftige Proteste.

Man kann das schon verstehen. Grosse Monopolzeitungen gehören zwar formell einem Besitzer, informell aber gehören sie auch der Öffentlichkeit. Kluge Käufer wissen das.

Am klügsten hat sich bisher Warren Buffett verhalten. Bei keinem seiner 28 Blätter hat er je politischen Druck gemacht. Zu seiner Schulzeit arbeitete er als Zeitungsjunge. Er kennt seit je den Geruch von Drucker-schwärze.

## Fremde Kinder

Von Beatrice Schlag — Kinder können ihren Eltern lang vor der Pubertät ein Rätsel sein.

Manche Babys schreien sich die Seele aus dem Leib. Nicht, weil sie Hunger oder Koliken haben, sondern weil sie es nicht ertragen, einen wachen Moment lang keine Aufmerksamkeit zu bekommen.



Andere quäken zart, wenn ihnen langweilig ist. Meist sind sie zufrieden, wenn ihr Hunger gestillt ist. Wenn sie brüllen, weiss man, dass etwas mit ihnen nicht in Ordnung ist. Dass Kinder eigen sind, weiss man im Kopf. Es zu erfahren, ist eine andere Sache. Hebammen haben schon zehn Minuten nach der Geburt eine Ahnung, ob der Winzling pflegeleicht ist oder nicht. Eltern lernen spätestens nach dem Zweitgeborenen, das so anders ist als das Erste, dass es eine Illusion war, zu glauben, man wisse inzwischen alles über Babys. Man weiss nichts, ausser dass eine Brust oder eine Flasche her muss, wenn sie Hunger haben. Ob sie ansonsten leise sind oder aus lauter Lust am Erzeugen von Tönen brüllen, bis sie dunkelrot anlaufen, wird kein Gentest je ermitteln können.

Auch die Bemühung der Eltern, Vorbild zu sein, erweist sich häufig als begrenzt erfolgreich. Kleine Mädchen, die ihre Mutter fast ausschliesslich in Hosen und T-Shirt kennen, verlangen mit kategorischer Entschlossenheit rosa Tutus und goldene Schuhe. Zurückhaltende Väter sind völlig ratlos, wieso ihr junger Sohn angibt wie ein Wald voll Affen. Laurent, Sohn zweier sehr alternativer und spendenfreudiger Eltern, griff, seit er vier war, routinemässig in jeden Geldrückgabebehälter von öffentlichen Telefonen, Bus- und Bahnbillettautomaten, den er entdecken konnte. Niemand hatte ihm das beigebracht. Die Eltern versuchten ihm klarzumachen, dass Geldgier nicht gut ist. Für ihn war jede liegengebliebene Münze eine Seligkeit. Vor kurzem war er mit seiner Mutter unterwegs und fand auf der Strasse einen Euro, den er triumphierend einsteckte. Kurz darauf kamen sie an einem Bettler mit verkrüppelten Füessen vorbei, dessen Anblick Laurent sichtlich berührte. «Soll ich ihm den Euro geben?», fragte er seine Mutter. «Das muss dein Herz entscheiden», antwortete sie. Sie sagt, ihr Sohn habe ziemlich lange dagestanden und überlegt. Dann sagte er: «Mein Herz sagt nein.»

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in der Migros oder im Coop aus purem Geiz um fünfzig Prozent reduzierte Produkte kaufen?

*Silvia Makowski, Zürich*

Aus purem Geiz? Das ist eine erstaunliche Betrachtungsweise. Die meisten Menschen kaufen um fünfzig Prozent verbilligte Artikel mit dem Gefühl, ein Schnäppchen zu machen. Das ist zwar eine Milchmädchenrechnung, weil man meist etwas kauft, was man eigentlich gar nicht in den Korb legen wollte, einfach weil es billiger ist. Glücklicherweise macht es trotzdem.

*Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die Familienkonstellationen waren generationenübergreifend, wechselhaft und vor allem sehr bunt.» *Marco Fritschi*



«Das *«bewährte Modell»* ist nichts anderes, als mit Liebe für Kinder da zu sein.»

### Vom Wohlstand geschmiedet

Nr. 20 – «Weshalb Kinder Vater und Mutter brauchen»; Daniela Niederberger über Familienmodelle

Welches Familienmodell ist das beste für Kinder? Diese Frage wird am Ende des Artikels mit der Aussage beantwortet, dass wohl das «seit Jahrtausenden bewährte Modell» das beste sein müsse. Doch was ist dieses «seit Jahrtausenden bewährte Modell»? Es ist erst ein paar Generationen her, da hing das Leben an einem seidenen Faden. Junge Frauen starben im Kindbett. Eine einfache Grippe konnte tödlich verlaufen. Kriege rotteten Generationen junger Männer aus. Die Hinterbliebenen dieser Schicksalsschläge mussten ihre familiäre Situation neu ordnen. Ein Familienvater hielt nach dem Tod seiner Frau nach einer Stiefmutter für seine Kinder Ausschau. Manchmal übernahm die Grossmutter die Kindererziehung, oder verwitwete Schwestern schlossen sich zusammen. Kurz: Die Familienkonstellationen waren generationenübergreifend, wechselhaft und vor allem sehr bunt. Die heutige «klassische Kleinfamilie» ist also weder naturgegeben noch gottgewollt, sondern lediglich geschmiedet vom Wohlstand und dem medizinischen Fortschritt der jüngeren Geschichte.

Das «bewährte Modell» ist nichts anderes, als mit Liebe für Kinder da zu sein. Verschiedene Modelle sollen und dürfen nicht gewertet werden, denn für ein Kind zählen Liebe und Geborgenheit, Stabilität und Sicherheit, Rück-

zug und Zuhause. Und dies erfährt ein Kind auch in einer Regenbogenfamilie.

*Marco Fritschi, Winterthur*

### Zu hoch, zu lang

Nr. 20 – «Zweite Säule wird zur *«AHV light»*»; Florian Schwab über die zweite Säule

Endlich greift die *Weltwoche* dieses Thema auf. Die berufliche Vorsorge interessiert die Jungen leider viel zu wenig. In meiner Ausbildungszeit wurde mir jahrelang vorgegaukelt, dass jeder mit seinem Arbeitgeber für sich spart. Leider weiss ich, dass unsere Einlagen vorwiegend für andere zurückgelegt werden. Dies lese ich aus der jährlichen Abrechnung. Rund ein Drittel der Beiträge sind Risikobeiträge, also als Versicherung und im besten Fall (ohne gesundheitliche Zwischenfälle) verloren. Die Rendite wird vorwiegend für zu hohe und zu lange Renten verwendet. Die Anlagestrategie passt zu einem 55-Jährigen. Schwankungen werden möglichst gering gehalten. Dadurch werden Rendite-Chancen verpasst.

Diese Anlagestrategie wird vorwiegend durch die gesetzlichen Rahmenbedingungen vorgegeben. So wird die Kasse gezwungen, bei Höchstständen (gute Ratings) zu kaufen und bei niedrigen Kursen zu verkaufen (schlechte Ratings). Weil die Ratings verzögert erstellt werden, ist die Kasse permanent zu spät.

Stark benachteiligt sind Frauen, die jung Mütter wurden. Mit 40 Jahren ist kaum Kapital da, das rentieren könnte (Zinseszins-Effekt).

Sinnvoll wären: 1. Keine generationenübergreifende Subventionierung: schwarze Null innerhalb von zehn Jahrgängen (ansonsten werden die laufenden Renten gekürzt). 2. Entpolitisierung und Liberalisierung der Anlage- und Rahmenbedingungen. 3. Freie Kassenwahl für jeden Versicherten. 4. Beitragsobligatorium ab Alter zwanzig. 5. Abschaffung der steigenden Lohnprozente ab 55 Jahren. *Cyril Gachnang, Dürnten*

### Anheizung der Diskussion

Nr. 20 – «Gute Noten» für Muslime»; Peter Keller über den Muslim-Bericht des Bundesrats

Ihr Schlusssatz impliziert, dass alle Muslime, die sich selber als gläubig bezeichnen, für unsere Gesellschaft eine Gefahr darstellen. Was bringt Sie dazu, den Inhalt eines von unserer Regierung minutiös erarbeiteten Berichts derart lapidar in Abrede zu stellen? Meiner Meinung nach genau das, was der Bericht aufzuzeigen versucht: lediglich Misstrauen, Angst (sprich ein «Gefühl») und schlicht Unwissen in Bezug auf eine Religion, die im Kern dieselbe Botschaft trägt wie das Christentum, wie der Buddhismus, wie jede Religion. Anzudeuten, dass nur Muslime, die sich von ihrem Glauben distanzieren, für uns «akzeptabel» sind, zeugt für mich von einer unerhörten Arroganz und vor allem Intoleranz gegenüber einer grossen Bevölkerungsgruppe dieser Welt. Ich bin Christin, vermutlich, weil ich in der Schweiz geboren wurde. Ich bekenne mich als gläubig, wenn man mich das fragen würde (was allerdings nie geschieht). Lebte ich in einem muslimischen Staat, könnte man mir im umgekehrten Fall also vorwerfen, eine Gefahr zu sein, da die Bibel die Frau dem Mann unterstellt, gleichgeschlechtliche Liebe verurteilt, Gewalt in bestimmten Situationen gutheisst und den Absolutheitsanspruch erhebt?

Ich gehe davon aus, dass Sie ein gebildeter Mann sind. Bildung setzt doch auch ein Differenzierungsvermögen voraus. Ihr Artikel ist für mich nichts weiter als die Anheizung einer bereits polemisch geführten Diskussion. Nur wird Ihr Artikel, steht zu befürchten, wie der Bundesrat ja festgestellt hat, mit grosser Sicherheit auf fruchtbaren Boden fallen. War das vielleicht von Anfang an Ihr Ziel?

*Corinne Otto, Zürich*

### Bedeutendste Leistung der Reformation

Nr. 20 – «Gott, Capt. Kirk»; Editorial von Roger Köppel

Die bedeutendste Leistung der Reformation ist die Abschaffung der Inquisition und der Folter. Freilich nicht sofort (Calvin liquidierte Ketzler). Aber 1754 konnte der Protestant Friedrich II. von Preussen als erster Monarch in Europa die Folter abschaffen und Religionsfreiheit einführen. Ohne ihn würden die Römisch-Katho-

liken heute noch foltern. Nebenbei: Der Protestant Friedrich II. hinterliess dem Staat ein aktives Vermögen, er führte den Staat nicht wie die modernen, demokratischen Kasperl in den Bankrott. *Georg Schmidt, München*

### Haben die Parlamentarier Angst?

Nr. 20 – «Das Volk kann das nicht. Oder doch?»; Philipp Gut über die Volkswahl des Bundesrats

Ob das Volk künftig den Bundesrat wählt, hängt in erster Linie ab von unserer Einstellung und unserem Vertrauen zu Politikern und politischen Parteien. Weil die Mehrheit der Politiker und Politikerinnen sich primär zur persönlichen Bereicherung um ein politisches Amt bemüht, müssen wir diese einmalige Gelegenheit zur Volkswahl des Bundesrates benützen. Wir sollten den Politikern und den politischen Parteien endlich zeigen, wer in diesem Land das

Schlafen ist sinnlich.  
Spüren Sie den Unterschied?

**roviva** 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, [www.roviva.ch](http://www.roviva.ch)

Sagen hat und wem sie Rechenschaft schuldig sind. Es gibt keine vernünftigen Gründe gegen eine Volkswahl des Bundesrates. In allen Kantonen wird der Regierungsrat seit langem ohne Probleme durch das Volk gewählt. Vielleicht hat der Bundesrat Angst davor, sich alle vier Jahre dem Volk zu stellen. Vielleicht aber lieben die Parlamentarier und die Medien die dreckigen Spiele, die jede Bundesratswahl begleiten. Vielleicht aber haben die Parlamentarier nur Angst um ihren Einfluss.

*Werner Moser, per E-Mail*

### Grosse Landwirtschaftsprobleme

Nr. 20 – «Staatsbauern, die Bienen-Killer»; Kolumne von Peter Bodenmann

Wieder einmal ein Superbeitrag von Bodenmann, dazu Lob an die *Weltwoche*, auch Artikel

aufzunehmen, die kritisch mit der SVP umgehen. Dazu möchte ich nur noch beifügen, dass ich es begrüssen würde, wenn sich Toni Brunner als Sachverständiger und aktiver Bauer des Problems annehmen würde, statt immer die gleichen Phrasen über Personenfreizügigkeit, Asyl, Ausschaffung etc., etc. von sich zu geben! Es ist bedauerlich, dass die dreissig im Parlament sitzenden Bauern nicht in der Lage sind, unsere grossen Landwirtschaftsprobleme in den Griff zu bekommen! *Gilbert Leemann, Urdorf*

### Verschleuderte Millionen

Nr. 20 – «Hurra, hurra, die Schule brennt»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Wo sind sie heute, jene Linken, die vor 25 Jahren – als die «Allerweltsmigration» den Ansturm auf Westeuropa auslöste – sämtliche Befürchtungen als Angstmacherei heruntermachten? Mögliche Probleme im Erziehungs- und Bildungswesen wurden schon damals thematisiert. Aber die Linken wussten alles besser, alle anderen verstanden nichts! Das Monopol im Bildungswesen haben die Linken. Bis heute haben sie ein lukratives Geschäft daraus gemacht, bedenkt man, wie viele Gleichgesinnte sich an dieser Migration ihren Lebensunterhalt verdienen. Da ist ein Dolmetscher nur ein kleines Glied in der Kette. Allein der therapeutische Integrations- und Betreuungsapparat, der beliebige Massnahmen in alle möglichen und unmöglichen Richtungen anbietet, verschleudert Millionen für quasi null Resultate.

*Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf*

### Prävention und ökonomischer Sachverstand

Nr. 18 – «Einmaleins für Bern»; Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Professor Silvio Borner kritisiert das Parlament, weil es den Verkauf von Alkohol über die Gasse ab 22 Uhr verbieten und hochprozentige Getränke verteuern will. Er hält dies für unwirksam und befürchtet eine Verlagerung auf Bier und Wein. Dazu muss man wissen, dass die Liberalisierung des Verkaufs von Alkohol jeder Stärke und die ganze Nacht hindurch zu einer enormen Zunahme der Gewalt geführt hat, und zwar vor allem unter jungen Männern, an Wochenenden nach Mitternacht und im öffentlichen Raum in den Städten. Auch haben Fälle schwerster Alkoholintoxikation stark zugenommen. Forschungen zur Umgehung von Verboten, die Herr Borner nicht zu kennen scheint, belegen eindrücklich, dass präventive Massnahmen nur selten zu einer vollständigen Verlagerung auf anderes unerwünschtes Verhalten führen. Wenn tatsächlich mehr Bier und Wein und weniger hochprozentige Getränke konsumiert würden, wäre die Einsparung enorm.

*Martin Killias, Professor Uni Zürich/St. Gallen*

# Drama eines angekündigten Mordes

Nach dem Mord an Marie durch den Rückfalltäter Claude Dubois werden neue Gesetze und Instanzen gefordert. Versagt haben jedoch in erster Linie Psychiater und Richter. Sie haben die Gefährlichkeit des Täters zwar erkannt, aber nicht die nötigen Konsequenzen gezogen. *Von Alex Baur*



*Wer trägt die Verantwortung?* Im Waldstück zwischen Châtonnaye und Villarimbou FR fand die Polizei am 15. Mai Maries Leiche.

«Richter sind Menschen, und Menschen können sich irren», erklärte letzte Woche Jean-François Meylan, Präsident des Waadtländer Kantonsgerichtes. «Im Rückblick» sei die durch sein Gericht veranlasste vorzeitige Haftentlassung des einschlägig vorbestraften und rückfällig gewordenen Mörders Claude Dubois wohl «unangemessen» gewesen. Meylans Einschätzung ist so wahr wie banal. Im Nachhinein ist man immer klüger.

Doch Meylan weicht damit den Fragen aus, um die sich letztlich alles dreht: Haben wir es hier mit vermeidbaren Kunstfehlern zu tun – oder mit einem Restrisiko, das in einer freiheitlichen Gesellschaft in Kauf zu nehmen ist? Ist es überhaupt möglich, einen gefährlichen Täter zu erkennen, zu therapieren oder notfalls aus dem Verkehr zu ziehen, bevor es zur Katastrophe kommt? Oder riskieren wir damit, auch harmlose Verdächtige, die ihre

Ungefährlichkeit nie beweisen können, auf Vorrat wegzusperren?

1892 revolutionierte der Argentinier Juan Vucetich die Kriminologie, als er weltweit zum ersten Mal einen Mörder via Fingerabdruck überführte. Die Kriminologen konzentrieren sich seither mit immer ausgefeilteren Methoden auf die Auswertung objektiver Spuren. Die bis dahin oft unter Folter erzwungenen und unzuverlässigen Geständnisse und Zeugnisse haben derweil an Bedeutung verloren. Der Erfolg hat der Wissenschaft recht gegeben. In Ländern, wo die Kriminalistik ein hohes Niveau erreicht hat, sind ungeklärte Kapitalverbrechen heute die Ausnahme; in den Entwicklungsländern, wo es an Profis fehlt, bleiben die meisten Morde ungesühnt.

Es dauerte fast ein Jahrhundert, bis die Gerichtspsychiater die systematischen Methoden der Kriminologen für sich entdeckten und

nach objektivierbaren Tatmustern zu suchen begannen. Ein Pionier war in dieser Hinsicht der amerikanische Psychologe Robert Hare, der 1980 die erste Checkliste (PCL) verfasste, die es erlaubt, Psychopathen aufgrund äusserlicher Merkmale zu erkennen. Statt bloss auf die Aussagen des Täters zu bauen, versuchen seither immer mehr Forensiker und Profiler, die Beweggründe aus der kriminellen Tat und deren Umständen herauszulesen. Mit Erfolg.

Die Schweizer Gerichtspsychiatrie hat sich dieser Entwicklung lange verweigert. Bis in die neunziger Jahre versuchte man die Seele von Mördern und Sexualstraf Tätern mittels deren eigenen Angaben gleichsam von innen heraus zu ergründen. Den Preis für diese Experimente zahlten meist zufällige Opfer. Die psychologisierenden Begründungen, mit denen Triebmörder wie Werner Ferrari oder Erich Hauert damals freigelassen wurden, liessen sich nur

selten an objektiven Kriterien festmachen und erinnern im Rückblick bisweilen an die mittelalterliche Alchimie. Die Expertisen verrieten oft mehr über den Gemütszustand der Verfasser als über den ihrer Exploranden.

Die Fälle Ferrari und Hauert zeigen aber auch lehrbuchmässig auf, wie gefährliche Psychopathen die Abgründe in ihrer Seele verstecken und verschleiern. Mit sicherem Instinkt plapperten sie ihren Gutachtern und Therapeuten vor, was diese von ihnen hören wollten. 1993 sorgte der Mord des Rückfalltäters Hauert am Zollikerberg für eine Zäsur. Fachkommissionen wurden in der Folge ins Leben gerufen, welche die Freilassung potenzieller Gewalttäter systematisch überprüfen. Spezialisierte Forensiker wie Volker Dittmann oder Frank Urbaniok haben Checklisten entwickelt, die eine Orientierung bieten und zu verbindlichen Aussagen zwingen.

### Sexualmord in den neunziger Jahren

Die Folgen sind in Zahlen messbar. Wurden vor zehn Jahren noch 93 Prozent der Langzeithäftlinge vorzeitig auf Bewährung aus dem Vollzug entlassen, sind es heute noch 65 Prozent. Inzwischen ist es auch möglich, einen Straftäter, dessen Gefährlichkeit erst im Vollzug erkannt wird, nachträglich zu verwahren. Die Instrumente, dank denen gefährliche Täter erkannt werden, werden ständig verfeinert.

Das Problem liegt heute vor allem bei der Umsetzung, wie der aktuelle Fall des Rückfalltäters Claude Dubois zeigt: Die mit dem Fall betrauten Gerichtspsychiater, aber auch die Richter haben dessen Gefährlichkeit durchaus erkannt; doch sie haben es versäumt, die angezeigten Konsequenzen zu ziehen. Um es in der Sprache der Gerichtspsychiatrie auszudrücken: Die Einsicht ins Unrecht war vorhanden, es mangelte jedoch an der Fähigkeit, gemäss dieser Einsicht zu handeln. Dieses Motiv zieht sich wie ein roter Faden durch den Fall Dubois, der im Oktober 1997 seinen Anfang nahm.

Der Informatikverkäufer Claude Dubois aus Bulle FR war damals 22 Jahre alt, als seine Beziehung zu der neun Jahre älteren Zahnarztgehilfin Pascale nach einem Jahr in die Brüche ging. Den Anlass dürfte Dubois selber geliefert haben, indem er seine Freundin in allen Belangen zu dominieren und zu kontrollieren versuchte. Angeblich verlangte er auch Sexualpraktiken von ihr, die ihr zuwider waren. Doch nach der Trennung ging der Terror erst richtig los. Er schmiss seinen Job hin, verfolgte sie auf Schritt und Tritt, belästigte sie zu jeder Tages- und Nachtzeit telefonisch und wurde auch mal handgreiflich. Am 19. November 1997 reichte Pascale Strafanzeige ein wegen Drohung, Nötigung und Tötlichkeiten.

Fast ein Monat ging ins Land, bis sich Täter und Opfer – das Waadtländer Rechtssystem will das so – am 15. Dezember vor dem Friedensrichter trafen. Der Schlichtungsversuch

brachte keine Beruhigung, im Gegenteil, Dubois wurde noch aufsässiger, worauf das schleppende Strafverfahren wieder aufgenommen wurde. Nun schalteten sich die Eltern der beiden ein. Kurz vor Weihnachten wurde eine Art Familienrat einberufen, bei dem Dubois erklärte: «Entweder kommt sie zu mir zurück, oder sie wird sterben.» Und wenn er keine



*Flüchtige Beziehung:* Opfer Marie.



*«Willkommen im Club»:* Mörder Dubois.

Schusswaffe zur Verfügung habe, dann werde sie einfach länger leiden. Auf Druck seines Vaters meldete er sich tags darauf gleichwohl beim Friedensrichter und bat diesen, eine psychiatrische Abklärung zu veranlassen.

Anfang Januar 1998 begab sich Claude Dubois in die psychiatrische Klinik von Marsens FR, wurde aber nach einer Nacht bereits wieder entlassen. Die Ärzte konnten keine Geisteskrankheit feststellen. Wie die Untersuchung später zeigte, hatte er sich zu diesem Zeitpunkt bereits die Mordwaffe beschafft und sein Konto geräumt. Dreimal lauerte Claude Dubois im selben Zeitraum Pascale vor ihrer Wohnung auf, um sie mit Waffengewalt zu entführen. Beim dritten Versuch, am Morgen des 14. Januar 1998, kam er zum Ziel.

Dubois verschleppte die Frau unter Todesdrohungen ins Ferienchalet seiner Eltern im waadtländischen La Lécherette. Mehrmals ver-

gewaltigte er sie dort. Gemäss seinen Aussagen war es einvernehmlicher Sex, das Spurenbild widerlegt diese Version. Im Laufe des Morgens versuchte Pascale, sich mit einem Pfefferspray gegen ihren Peiniger zu wehren. Er schoss dreimal auf sie. Trotz schwerer Verletzungen gelang es Pascale, sich in einem Schlafzimmer zu verbarrikadieren. Er schoss darauf durch die Tür und brach diese auf. Mit einem aufgesetzten Genickschuss richtete er das wehrlose Opfer am Ende buchstäblich hin. Dubois selber sprach von einem «Gnadenschuss».

### Er fuhr entspannt durchs Land

Nach der Tat meldete sich Claude Dubois telefonisch bei seinem Vater («Ich habe eine grosse Dummheit gemacht»). Danach fuhr er ziellos, aber offenbar entspannt durchs Land. Zwischendurch ass er etwas und gönnte sich ein Nickerchen. Am selben Abend wurde Dubois an einer Strassensperre in Lausanne verhaftet. Er bestritt die Tat nicht, schob die Schuld aber auf sein Opfer ab: «Es war Pascales Fehler – hätte sie nicht diesen Pfefferspray gehabt, wäre nichts passiert.» Nur weil sie ihn provoziert habe, habe er die Nerven verloren.

Er habe noch nie einen derart jungen Mörder getroffen, sagte der erfahrene Staatsanwalt Jean-Marc Schwenter zwei Jahre später vor Gericht, allerdings auch nicht einen derart skrupellosen. Nach den Worten der Verteidigung hatte der Täter seine «symbiotische Beziehung» zur Mutter auf sein Opfer übertragen. Pascale sei seine erste feste Freundin gewesen, der Bruch der Beziehung habe ihn aus der Bahn geworfen. Diese spekulative These mag stimmen (oder auch nicht) und könnte allenfalls eine Tötung im Affekt erklären. Doch damit lässt sich keine hartnäckig geplante Entführung, keine mehrfache Vergewaltigung und kein angekündigter und kaltblütig vollstreckter Mord begründen. Für diese Tatbestände wurde Dubois verurteilt.

Der renommierte Gerichtspsychiater Jacques Gasser stellte bei Dubois keine seelische Erkrankung fest und stufte seine Persönlichkeit als «herrisch» und «pervers narzisstisch» ein. Abnorm seien auch seine «eisige Gefühlskälte», sein Zynismus und seine Fähigkeit, andere zu täuschen und zu manipulieren. Das sind klassische Merkmale eines Psychopathen. Da der junge Mörder weder Reue noch Einsicht zeigte, erschien eine Therapie sinnlos. Einen Rückfall mochte Gasser zwar «nicht ausschliessen», er schätze die Wahrscheinlichkeit, dass Dubois wieder in eine gleiche Situation komme, jedoch als gering ein.

Gasser übernahm damit die Sichtweise von Dubois: dass aussergewöhnliche Umstände ihn zum Verbrechen geführt hätten. Doch diese Version widerspricht jeder Logik. Das Opfer war austauschbar, es hatte kaum Einfluss auf die Geschehnisse, die Dubois allein herbeigeführt und stets unter Kontrolle hatte. Das Problem lag offenkundig nicht in einer speziellen



**Partnersuche aus dem Zuchthaus:** In der Anstalt Bochuz war Dubois im Vollzug.

Beziehung, sondern in der Persönlichkeit des Täters. Und es ist nicht einsehbar, warum sich diese Konstellation nicht wiederholen sollte. Vielmehr war absehbar, dass er sich früher oder später wieder eine Beziehung aufbauen würde.

Diese Fehleinschätzung ist gemäss dem Zürcher Gerichtspsychiater Frank Urbaniok klassisch bei Beziehungsdelikten. Sie lag auch dem Fall von Gustav G. zugrunde, der 2010 in Winterthur seinen vierjährigen Sohn Florian umbrachte. Der Täter hatte das Sorgerecht für Florian erhalten, obwohl er bereits 1990 einen Sohn aus einer früheren Beziehung zu ermorden versucht und dabei schwer verletzt hatte. Mit dem Mord wollte er die Mutter des Kindes bestrafen, die sich von ihm getrennt hatte. Dieses Motiv wurde vom Gericht damals zwar erkannt, doch man zog nicht den richtigen Schluss daraus: dass sich eine derartige Konstellation jederzeit wiederholen konnte.

Unverständlich ist auch, warum in Anbetracht der Uneinsichtigkeit von Claude Dubois damals vor Gericht eine Verwahrung nicht einmal diskutiert wurde. Das junge Alter des Täters mag erklären, warum man ihn statt zu lebenslänglich bloss zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilte – jedoch nicht, warum man auf eine sichernde Massnahme verzichtete.

In einem Interview mit der *Berner Zeitung* und dem *Tages-Anzeiger* erklärte der bekannte Aargauer Gerichtspsychiater Josef Sachs letzte Woche, bei jungen Ersttätern käme «eine Verwahrung sowieso nur selten in Frage». Das mag der Praxis entsprechen. Tatsächlich fällt es schwer, einen Menschen, der erst am Anfang seines Erwachsenenlebens steht, auf unbestimmte Zeit wegzusperren. Im Gesetz findet sich indes keine derartige Einschränkung. Und sie lässt sich auch nicht begründen.

Bei einer Verwahrung geht es in erster Linie um den Schutz künftiger Opfer und zweitens um eine Therapierung des Täters, soweit eine solche möglich ist. Je jünger der Täter, desto besser sind in der Regel die Erfolgchancen einer Therapie. Bei der Beurteilung der Gefährlichkeit kann das Alter aber keine Rolle spielen, zumal wenn der Täter keine Bereitschaft zeigt, sich in einer Therapie seinen Taten zu stellen. Wie viele Menschen muss ein Mörder denn umbringen, bis eine Verwahrung nach Ansicht von Psychiater Sachs angezeigt ist – mindestens zwei, drei, vier?

Josef Sachs verteidigt sich auch in eigener Sache. Er ist verantwortlich für das Gutachten, das 2004 dazu führte, dass der damals 20-jährige Daniel Hofmann nach einer extrem brutalen, hinterhältigen und nur dank glücklichen Umständen missratenen Mordattacke für lediglich vier Jahre in eine Arbeitserziehungsanstalt eingewiesen wurde. Sachs verzichtete damals auf eine systematische Gefährlichkeitsanalyse, wie sie heute zum Standard gehört, und stellte eine vermeintliche Sucht in den Vordergrund. Es war eine Fehldiagnose mit tödlichen Folgen. Kaum aus dem Vollzug entlassen, lockte Hofmann Anfang 2009 bei Baden die 16-jährige Lucie Trezzini in seine Wohnung, wo er sie auf bestialische Weise ermordete.

Den Aargauer Vollzugsbehörden war die Gefährlichkeit von Hofmann durchaus bewusst. Auch im Fall Claude Dubois gab es während des Strafvollzugs Alarmsignale, die den Behörden nicht verborgen blieben. In der Strafanstalt Bochuz war er ein Einzelgänger, der sich nicht nur jeglicher Therapie, sondern auch jeder Weiterbildung verweigerte. «Vielleicht ist es das, was den Leuten Angst macht», erklärte der Häftling 2003 gegenüber einer Reporterin von *Le Matin*

*Dimanche*, «sie können sich mit mir identifizieren, denn was ich gemacht habe, das kann jedem passieren.» Dreister kann man einen geplanten Sexualmord kaum noch verharmlosen.

Während jener Zeit suchte Dubois aus dem Gefängnis heraus via Internet obsessiv nach einer neuen Partnerin. Und er fand diese, wiederum in der Person einer Zahnarztgehilfin. Am 8. Mai 2004 heirateten die beiden. Die Gefängnisleitung, die Dubois als gemeingefährlich einstufte, verweigerte den Frischvermählten aber unbeaufsichtigte Treffen im sogenannten Kontaktzimmer, wo auch ein intimer Verkehr möglich ist. Und das mit gutem Grund.

### Drei Bewährungshelfer

Nachdem Dubois seine Ehefrau im regulären Besuchsraum gewürgt hatte, wurde gemäss einem Bericht des *Tages-Anzeigers* 2008 der Lausanner Psychiater Philippe Delacrausaz von der Vollzugsbehörde mit einem zweiten Gutachten beauftragt. Sein Befund übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Dubois leide an einer völlig «verzerrten Wahrnehmung», stellte Delacrausaz fest, er verfüge über eine «grosse Manipulationsfähigkeit». Anders als Gerichtsexperte Gasser stufte er die Rückfallgefahr als hoch ein. Unbeaufsichtigte Treffen mit der Ehefrau seien zu gefährlich. Diese reichte darauf die Scheidung ein. Als ob es des Tatbeweises noch bedurft hätte, bedrohte Dubois die Frau mit dem Tod. Um sie zu bestrafen, kündigte er an, Nacktbilder von ihr ins Internet zu stellen.

Folgerichtig wurde Claude Dubois nicht auf eine vorzeitige Freilassung vorbereitet. Eine solche wäre ab Mai 2011 theoretisch möglich gewesen, wurde ihm jedoch vom zuständigen Gericht verweigert. Warum Claude Dubois einen Monat später trotzdem von der geschlossenen Anstalt Bochuz nach Bellechasse in den offenen Vollzug verlegt wurde, ist eine der brennenden Fragen, welche die angekündigte Untersuchung beantworten muss.

Angeblich ging das Gericht davon aus, dass man Dubois nach zwanzig Jahren, also spätestens 2018, von Gesetzes wegen zwangsläufig freilassen müsse und dass eine sukzessive Lockerung des Vollzugsregimes sinnvoll sei. Doch seit 2007 ist auch die nachträgliche Verwahrung eines Täters möglich, der zu einer zeitlich begrenzten Strafe verurteilt wurde. Hier stellt sich die nächste brennende Frage: Wurde eine nachträgliche Verwahrung im Fall Dubois überhaupt ernsthaft geprüft?

Am 3. Juli 2012 wies das Waadtländer Kantonsgericht einen Antrag von Dubois auf eine definitive Entlassung zum zweiten Mal ab. Stattdessen wurde er einen Monat später, mit einer elektronischen Fussfessel versehen, in den Hausarrest versetzt. Dubois musste eine Reihe von Auflagen erfüllen, in der Nacht und übers Wochenende durfte er seine Wohnung in Avenches VD nicht verlassen. Während der Woche ging er einer einfachen Arbeit nach, die

ihm sein gutsituierter Vater verschafft hatte. Drei Bewährungshelfer wurden mit seiner Beaufsichtigung betraut. Das ist aussergewöhnlich. Offenbar traute man der Sache nicht.

Schon nach drei Monaten, am 23. November 2012, schlagen die Bewährungshelfer Alarm. Dubois hat seine Ex-Frau belästigt und zwei Kollegen mit dem Tod bedroht. Bei der Arbeit wurde ihm gekündigt. In einem Internet-Blog, der Minderjährigen zugänglich ist, hat er anzügliche Botschaften gepostet. Er hält sich auch nicht an den Hausarrest. Die Einschätzung von Jacques Monney, dem Chef der Waadtländer Bewährungshilfe, ist an Deutlichkeit kaum noch zu übertreffen: «Claude Dubois zögerte nicht, uns zu sagen, dass er nicht weit vor einem Rückfall steht.»

Auf Monneys Betreiben wird Dubois in die Haft zurückversetzt. Doch bereits Mitte Januar 2013 steht er wieder bei seinen Bewährungshelfern auf der Matte. Gemäss Monney legte er «eine überhebliche Attitüde» an den Tag, nach dem Motto «Ich habe gewonnen». Das Haftgericht hat Dubois mit Verweis auf eine Expertise, die beim Genfer Forensiker Gérard Niveau in Bearbeitung war, provisorisch freigelassen. Er kehrt in seine Wohnung zurück, sein Vater besorgt ihm einen neuen Job.

Am 18. Februar liegt das Gutachten Niveaus vor, das Claude Dubois eine «dissoziale Persönlichkeit mit psychopathischen Zügen» attestiert. Das ist ein Befund, bei dem in Anbetracht der Vorgeschichte und den Erfahrungen aus dem Vollzug alle Alarmsignale aufleuchten müssten. Warum Niveau die Rückfallge-

## Gutachten vom letzten Februar: «Dissoziale Persönlichkeit mit psychopathischen Zügen».

fahr trotzdem als «gering» einstufte, ist die nächste brennende Frage. Gérard Niveau erklärte auf Anfrage gegenüber der *Weltwoche*, er könne zur laufenden Untersuchung keine Stellung nehmen, betonte aber, dass er das fragliche Gutachten lediglich «supervisioniert», jedoch nicht selber verfasst habe.

Die Reaktion ist typisch: In einem solchen Fall will keiner die Verantwortung übernehmen. Die Namen der Entscheidungsträger werden mit allen Mitteln verheimlicht und als Staatsgeheimnis behandelt. Richter verweisen auf die Befunde der Psychiater, die Psychiater auf die Entscheidungskompetenz der Richter. Tatsächlich darf sich ein Richter nicht ohne weiteres über den Befund der Experten hinwegsetzen. Die Forensiker sollen sicherstellen, dass schwierige Entscheide, die eine grosse Fachkompetenz voraussetzen, nicht aus einem Bauchgefühl heraus gefällt werden. Ist der Befund eines Sachverständigen aber nicht nachvollziehbar oder unklar, muss der Richter das Gutachten zurückweisen oder ein Ober-



«Menschen können sich irren»: Richter Meylan.

gutachten einholen. Der Richter trägt auch die letzte Verantwortung für den Entscheid.

### Er gab sich als «Teddy DesBois» aus

Am 26. März 2013 hebt das Kantonsgericht die Rückversetzung von Dubois in den Vollzug definitiv auf, ordnet aber zugleich weitere Abklärungen an. Es hätten «bloss Vermutungen, aber keine Beweise» gegen Dubois vorgelegen, rechtfertigt Gerichtspräsident Jean-François Meylan das Verdikt später. Die Fachkommission, die bei der Entlassung von gefährlichen Tätern ein Wort mitredet, hatte die Rückfallgefahr zwar etwas pessimistischer eingeschätzt als Niveau, stellte dessen Expertise aber nicht grundsätzlich in Frage. Am 16. April beschliesst das Gericht, zusätzliche Abklärungen in Auftrag zu geben. Doch Dubois bleibt weiterhin auf freiem Fuss.

In diesem Zeitraum lernt der mittlerweile 36-jährige Claude Dubois die 19-jährige Pfarerstochter Marie kennen. Sie stammt ursprünglich aus Madagaskar und absolviert eine Lehre als Serviertochter beim im Golfplatz-Restaurant von Payerne VD. Die Beziehung dieses ungleichen Paares lässt sich bruchstückhaft anhand eines Blogs auf Google+ rekonstruieren, über den Dubois unter dem Pseudonym «Teddy DesBois» einen kleinen Kreis von Cyber-Freunden an seinem Privatleben teilnehmen lässt.

«Teddy DesBois» tut sich durch anzügliche Fotos und Zoten («Seksucht ist eine Krankheit – willkommen im Club, Freunde») hervor. Als er Marie kennenlernt, stellt er zum Beweis Fotos ins Netz. Auch von Liebe ist die Rede, von Ehe und Kindern. Am 3. Mai teilt «Teddy DesBois» seiner virtuellen Community mit, er habe nun zum ersten Mal mit Marie geschlafen. Detailliert erzählt er, was er dabei angeblich alles mit ihr eine Nacht lang gemacht habe.

Die Beziehung ist von kurzer Dauer. Im Restaurant, wo Marie arbeitet, wird er bald weg-gewiesen. Am 13. Mai gegen 19 Uhr beobachten Zeugen, wie Dubois die junge Frau in der Nähe ihres Arbeitsortes mit Klebband fesselt, sie auf den Rücksitz seines Autos wirft und davonbraust. Die Polizei leitet sofort eine Grossfahndung ein. Tags darauf wird Dubois nach einer Verfolgungsjagd verhaftet. Im Laufe der Nacht legt er ein Geständnis ab und führt die Fahnder in ein Waldstück bei Châtonnaye FR. Gemäss unbestätigten Pressemeldungen ist die Leiche von Marie entstellt und geschändet.

Vor allem in der Romandie löste die «Chronik des angekündigten Todes» (*Le Matin Dimanche*) von Marie eine Welle der Entrüstung aus, die an das politische Erdbeben erinnert, das auf den Mord am Zollikerberg 1993 folgte. Reflexartig meldete sich auch diesmal die Politik zu Wort. Nationalrätin Regula Rytz (Grüne) forderte mehr Freizeitangebote, um Jugendliche vom Computer fernzuhalten, Lukas Reimann (SVP) eine konsequente Umsetzung der lebenslänglichen Verwahrung, Gerhard Pfister (CVP) wollte die aufschiebende Wirkung von Haftkursen und Pirmin Bischoff (CVP) die Fussfesseln «thematizieren». Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch (SP) plädierte derweil im Chor mit dem *Tages-Anzeiger* für eine Zentralisierung des Strafvollzuges auf nationaler Ebene. In der Romandie flammte die Debatte um die Todesstrafe wieder einmal kurz auf.

Doch der Aktivismus auf der politischen Bühne lenkt vom Problem ab. Wie der Fall Dubois zeigt, mangelt es nicht an Gesetzen, Gremien und Instanzen, die Rückfalltäter verhindern sollen. Sondern an fähigen Psychiatern und Richtern, die mit ihrem Namen hinstehen, die Verantwortung übernehmen und die auch mal einen harten Entscheid fällen und danach konsequent umsetzen. ○

SCHWEIZERISCHE  
**Gewerbezeitung**

DIE ZEITUNG FÜR KMU

## Morgen Freitag in der KMU-Press:

- **Freihandel mit China:**  
Schweizer Gewerbe wird profitieren
- **IV-Revision:**  
Bersets üble Mogelpackung
- **Gewerkschaftshotels:**  
Kaum Geld für Mindestlöhne

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)



*Guter Wille im Kampf gegen dickköpfige Miteidgenossen: Staatssekretär Rossier (l.) mit EU-Unterhändler David O'Sullivan.*

## Böser Polizist

Die Vorschläge von Chefdiplomat Yves Rossier zu den künftigen Beziehungen der Schweiz mit der EU haben die Parteien von links bis rechts in Aufruhr versetzt. Was will der Staatssekretär von Aussenminister Didier Burkhalter damit erreichen? *Von Markus Schär*

Er führt die Diplomaten, äussert sich aber selber gerne undiplomatisch. Yves Rossier, seit einem Jahr Staatssekretär im Aussendepartement, liebt klare Worte und harte Aussagen, und viele in der Schweizer Politik schätzen ihn dafür. Jetzt aber schafft er es, mit seinen Vorschlägen zu den künftigen Beziehungen mit der EU alle zu überraschen, zu verwirren und gegen sich aufzubringen. Was will Yves Rossier wirklich?

Der freisinnige Bundesrat Didier Burkhalter zog nach seinem Wechsel vom Innen- ins Aussenministerium den Parteifreund nach, der bis dahin das Bundesamt für Sozialversicherungen geführt hatte, und gab ihm eine schwierige Aufgabe: Die EU will den bilateralen Weg nicht mehr so weiter gehen, also keine neuen Verträge mehr abschliessen, ohne dass ein Rahmenabkommen regelt, welche Institutionen die bestehenden bilateralen Verträge

überwachen, das gemeinsame Recht weiterentwickeln und die Streitfälle entscheiden. Die Schweizer Vorschläge dazu kamen in Brüssel schlecht an, deshalb musste eine gemeinsame Arbeitsgruppe der Schweiz und der EU in den letzten Monaten einen Bericht erstellen, wie sich der Zugang zum gemeinsamen europäischen Markt künftig gewährleisten liesse.

### «Keine Sackgasse», aber eine Baustelle

«Der bilaterale Weg ist die einzige trag- und mehrheitsfähige europapolitische Option», beteuerte Bundesrat Burkhalter noch vor einem Monat beim Europa-Forum in Luzern. Dieser Weg sei «sicher keine Sackgasse», wohl aber eine Baustelle. Um sicherzustellen, dass die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU gut funktionierten, müssten die Partner den bilateralen Weg «renovieren». Daran arbeiteten die Unterhändler in der Arbeits-

gruppe: «Dem Bundesrat wird ihr Bericht als Grundlage dafür dienen, einen politischen Entscheid zu fällen, ob und wie er mit der EU auf dieser Basis über die institutionellen Fragen verhandeln wird – oder ob er es vorerst beim Status quo belassen will.»

Was im Bericht steht, sickerte aber schon vor der Beratung im Bundesrat durch, aus welchen Quellen auch immer. Am letzten Mittwoch machte der *Tages-Anzeiger* «Burkhalters brisante Pläne» öffentlich: «Die neuen horizontalen Bestimmungen zur Interpretation, Rechtsentwicklung und Streitbeilegung sollen auf bestehende Abkommen angewendet werden», halte der Bericht fest. Das würde auch bedeuten, dass die Schweiz die erst nach Abschluss der bilateralen Abkommen von der EU eingeführte Unionsbürgerschaft übernehmen müsste – alle EU-Bürger könnten sich dann in der Schweiz niederlassen und Sozial-



leistungen beziehen. Am Donnerstag stellte die NZZ die Vorschläge vor, wer im Streitfall entscheiden soll, nämlich als «vom EDA favorisierte Option» der Europäische Gerichtshof (EuGH), also die von vielen Schweizern strikt abgelehnten «fremden Richter». Und an Pfingsten goss Rossier selber im Interview mit der NZZ am Sonntag genüsslich Öl ins Feuer. «Ja, es sind fremde Richter», räumte er ein, «es geht aber auch um fremdes Recht.»

Seither herrscht allseits Aufruhr in der Schweizer Politik. Der freisinnige Staatssekretär brachte nicht nur die SVP gegen sich auf, welche die europhilen Bürokraten in Bern und Brüssel seit je verdächtigt, «sich gegenseitig die Bälle zuzuspielen», wie es Generalsekretär Martin Baltisser ausdrückt.

Noch lauter wehrten sich die Sozialdemokraten und die Gewerkschafter gegen den «brandgefährlichen Vorschlag», den EuGH die höchstrichterlichen Urteile sprechen zu lassen, weil er laut SGB-Sekretariatsleiter Daniel Lampart «ganz schlimme Entscheide gegen Arbeitnehmerrechte» fälle: Das würde das Ende der Lohnschutzmassnahmen bedeuten, wie sie die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit festschreiben, warnte SPS-Präsident Christian Levrat – seine angeblich europafreundliche Partei verlöre damit die Möglichkeit, den Mitteparteien für die Zustimmung zu den bilateralen Verträgen Zugeständnisse abzupressen.

Die Grünen fürchten, die Schweiz müsste die Bahnliberalisierung in der EU schnell nachvollziehen, also vor allem Personen- und Güterverkehr trennen. Und selbst die Mitteparteien zeigen sich ungehalten: Eine automatische Anpassung der bestehenden Verträge, besonders die Einführung der Unionsbürgerschaft, lehnen sie entschieden ab.

### Der Gambler am richtigen Ort

«Die Aussenpolitik birgt immer die Gefahr, dass sie das Land teilt», sagte Yves Rossier, bevor er am 1. Mai 2012 sein Amt antrat. Der Staatssekretär aber schaffte es mit einem Kurzinterview, das Land zu einen – im Protest gegen

gen seine Pläne. Deshalb fragt man sich jetzt: Ist Rossier ein Provokateur oder ein Realist, ein naiver Euro-Turbo oder ein genialer Diplomat?

Wer den 53-jährigen Welschfreiburger Juristen der Europhilie verdächtigt, findet die Belege in seiner Biografie. Er lernte nach dem Abschluss an der Uni Freiburg i. Üe. europäisches Recht am College of Europe im belgischen Brügge, der Kaderschmiede der EU. Er trat 1992 in das von Jakob Kellenberger geführte Integrationsbüro ein, und er kämpfte eifrig für den EWR-Beitritt der Schweiz. Nach der schmerzlichen Abstimmungs Niederlage am 6. Dezember 1992 schaffte er die Aufnahme ins diplomatische Korps, trat aber nie einen Posten im Ausland an: Der höchste Schweizer Diplomat erhielt sein Amt nicht aufgrund seiner Erfahrung in der Aussenpolitik, sondern dank seiner Kenntnisse der Bundeshausmechanik.

### Ist Rossier ein Provokateur oder ein Realist, ein naiver Euro-Turbo oder ein genialer Diplomat?

Denn Rossier diente als Mitarbeiter der freisinnigen Volkswirtschaftsminister Jean-Pascal Delamuraz und Pascal Couchepin. Er baute ab 2000 als Sekretär die Eidgenössische Spielbanken-Kommission auf, als Gambler am richtigen Ort. Und er räumte ab 2004 für Couchepin, der sich als Innenminister versuchte, im Bundesamt für Sozialversicherungen auf. «Er kann Lösungen vorschlagen, die von der Realität ausgehen», lobte ihn sein Chef. Die kniffligen Revisionen der AHV, der IV und der beruflichen Vorsorge – in zwei von drei Fällen ohne Erfolg – musste er nicht nur mit den Parteien und dem Parlament, sondern auch mit den Sozialpartnern aushandeln. Yves Rossier gilt deshalb als der Staatsdiener, der sich im Räderwerk des Bundeshauses am besten auskennt – als der richtige Mann für sein hohes Amt, weil Aussenpolitik, zumal mit der EU, in der Schweiz immer Innenpolitik ist.

Umso mehr Verblüffung löst sein Vorgehen aus. «Ein Rätsel» ist es für Gewerkschafter Daniel Lampart. Und «etwas speziell» für SVP-Generalsekretär Martin Baltisser: «Man fragt sich, was Rossier eigentlich will.» Der Diplomat beharrt darauf, dass er mit EU-Unterhändler David O'Sullivan keine Verhandlungen geführt, sondern nur «praktisch gangbare Lösungen» aufgezeigt habe: Entscheiden müssten der Bundesrat, das Parlament und letztlich wohl das Volk – auch darüber, was die Schweiz als politischen Preis für die Bilateralen bezahlen oder an ökonomischen Nachteilen bei einer Blockade hinnehmen will.

### «Eine unmögliche Situation»

Das Vorgehen von Rossier, das die Verhandlungspositionen verriet und bis hin zum Bundesrat alle verwirrte, weckt aber Argwohn. Soll er als Bad Cop mit harten Aussagen eine Breche für seinen Chef Burkhalter schlagen, der als Good Cop die wolkigen Sätze liebt? Soll er also eine so unannehmbare «Lösung» vorschlagen, damit schliesslich eine immer noch unannehmbare Lösung akzeptabel erscheint? Oder will er einfach gegenüber seinen Gesprächspartnern in Brüssel gut dastehen, also dereinst sagen können, er habe seinen guten Willen bewiesen, sei aber an seinen dickköpfigen Miteidgenossen gescheitert?

Vorläufig gibt es noch keine offiziellen Verlautbarungen, also auch keine Angriffspunkte für die Kritiker. Und inzwischen ist nicht einmal mehr klar, wie es weitergeht. Für die Von-Wattenwyl-Gespräche zwischen Bundesrat und Parteiführungen vom letzten Freitag liess die SVP die Europapolitik traktandieren, Aussenminister Burkhalter erschien aber gar nicht. Und die Bundesratsausprache über den Bericht von Rossier und O'Sullivan, ursprünglich für diese Woche angesagt, findet erst später statt.

SVP-Mann Baltisser schlägt dafür ein neues Traktandum vor: «Rossier bringt den Bundesrat in eine unmögliche Situation – als Bundesrat würde ich mir überlegen, ob dieser Mann am richtigen Ort ist.»



ARVI  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVISA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
info@arvi.ch  
www.arvi.ch

DIE BESTEN SPANISCHEN WEINE MIT DEM  
BESTEN PREIS/QUALITÄT VERHÄLTNIS

HIGHLIGHTS DER WOCHE

 <p>ROBERT PARKER 92-94</p> <p>2010 AALTO</p> <p>Aalto CHF 34.55</p>	 <p>RENE GABRIEL 20</p> <p>2009 ALION</p> <p>Vega Sicilia CHF 51.85</p>	 <p>ROBERT PARKER 94</p> <p>2009 PINTIA</p> <p>Bodegas Pintia CHF 36.70</p>	 <p>ROBERT PARKER 89</p> <p>2009 HACIENDA MONASTERIO COSECHA</p> <p>Hacienda Monasterio CHF 33.50</p>
<p>Matarromera Reserva - Bodega Matarromera 2006 CHF 33.50</p> <p>Pruno - Finca Villacreces 2011 CHF 17.30</p> <p>Terreus - Bodegas Mauro 2009 CHF 85.30</p>		<p>Astrales- Los Astrales 2009 CHF 27.00</p> <p>PS - Aalto 2010 CHF 84.25</p> <p>Numanthia- Numanthia 2008 CHF 38.90</p>	

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

# «Es wird gefährlich»

Die Volkswahl des Bundesrats sei nur scheinbar demokratisch und könnte schnell in eine autoritäre Herrschaft ausarten, befürchtet SP-Nationalrat und Demokratieforscher Andi Gross. Das Parlament sei besser geeignet, charakterfeste Kandidaten mit Tiefgang zu küren. *Von Philipp Gut und Dan Cermak (Bild)*

**Herr Gross, warum fürchten Sie das Volk?**

Ich fürchte mich überhaupt nicht vor dem Volk. Sie unterschätzen offenbar, was Demokratie bedeutet: Sie soll eine Entscheidungsstruktur einrichten, die möglichst viel Freiheit und Selbstbestimmung der Bürger garantiert. In der direkten Demokratie entscheidet der Bürger über die wichtigsten Sachthemen. Wahlen sind etwas anderes: Hier geht es um die Benennung von Stellvertretern.

**Das heutige Modell der Bundesratswahl durch das Parlament behält den Stimmbürgern das Recht vor, die Landesregierung selber zu bestimmen.**

Die Qualität der direkten Demokratie misst sich nicht daran, ob das Volk jeden einzelnen Minister wählen kann. Das gibt es deshalb auch nirgends. Indirekt wählen Sie die Landesregierung ja mit, indem Sie das Parlament wählen. Die Wahl des Bundesrats wäre nur eine scheinbare Freiheitsvermehrung für die Bürger.

**Wie das?**

Der Zürcher Frühsozialist und überzeugte Demokrat Karl Bürkli sagte schon im 19. Jahrhundert: «Die schwierigste Sache ist immer noch einfacher zu verstehen als ein Mensch.» Damit wollte er sagen: Wichtige Sachabstimmungen gehören vor das Volk. Die Wahl der Regierung hingegen kann jenen vorbehalten bleiben, die über gute Kenntnisse der Kandidaten verfügen.

**Sie selber haben die neue Verfassung, die 1869 in Zürich eingeführt wurde und auf die Bürkli anspielte, als die «demokratischste» der Welt gelobt. Ein Kernstück dieser Verfassung war die Volkswahl des Regierungsrats, wie sie früher oder später in sämtlichen Kantonen installiert wurde.**

Ich stehe zu meinem Zitat. Aber Sie erliegen einem Irrtum, wenn Sie die Volkswahl der Kantonsregierung als Kernstück der Verfassungsrevision bezeichnen. Im Zentrum standen das Initiativ- und das Referendumsrecht. Kein anderer Gliedstaat der Welt verschaffte den Menschen eine solch grosse Freiheit, wie es in Zürich in dieser stillen Revolution geschah. Die Liberalen von 1848 hatten an diesen Neuerungen übrigens keine Freude. Wie später die Leninisten hielten sie die Sache des Volks für so wichtig, dass man sie nicht dem Volk überlassen dürfe.

**Sie teilen diese elitäre Politik?**

Eben nicht. Diese Auffassung ist ein grosser Irrtum und für katastrophale historische Fehlleistungen im 20. Jahrhundert mitverantwortlich. Die Wahl der Regierung ist keineswegs die Krönung der direkten Demokratie. Sie hat damit nichts zu tun. Wahlen sind immer etwas Indirektes.

**Sie sagen sinngemäss: «Der intelligente Diskurs der nationalen Parlamentarier steht höher als der gemeine Volkswille. Wir wissen besser, wer ein guter Bundesrat wird und wer nicht. Deshalb behalten wir dieses Recht für uns.»**

Keineswegs. Das Parlament hat heute schon wenig Macht in der Schweiz. Sie wollen es weiter schwächen. Doch eine starke direkte Demokratie erträgt kein schwaches Parlament.

**In den Kantonen soll die Volkswahl der Regierung gut und wichtig sein, im Bund jedoch nicht?**

Die meisten Kantone sind überschaubar, viele kennen manche Kandidaten noch persönlich. Das ist auch im Bundesparlament der Fall. Aber den Überblick über ein Kandidatenfeld aus der ganzen Schweiz zu behalten – das wäre für viele Bürger eine Überforderung und machte sie abhängig von Dritten.

**Sie argumentieren mit den Verhältnissen von 1850, als es weder Fernsehen noch Internet gab. Heute ist die Situation eine völlig andere: Die wichtigen Politiker sind landesweit bekannt.**

Nur weil Sie jemanden aus dem Fernsehen zu kennen glauben, kennen Sie ihn noch nicht wirklich.

**Kennt denn der Wähler jeden Stadt- oder Regierungsrat persönlich?**

Der Kanton Zürich ist diesbezüglich schon zu gross, da haben Sie recht! Deshalb war es einmal eine mutige Idee von Zürichs Ex-SP-Stadtpräsident Josef Estermann, die Volkswahl zur Diskussion zu stellen. Deren Einführung 1869 lässt sich erklären. Man war damals so erzürnt über das System des liberalen Machtpolitikers Alfred Escher, dass man das Kind mit dem Bad ausschüttete und auf allen Ebenen die direkte Wahl ansetzte. Die feine Unterscheidung, die Bürkli zwischen Personen und Sachen machte, ging dabei verloren.

**Nochmals: Warum soll im Bund nicht gehen, was in den Kantonen seit 150 Jahren funktioniert?**

Die These in Ihrer Frage wäre zu klären. Auf Bundesebene fängt es schon bei den Sprachen an: Es gibt ganz wenige Leute, die in allen Sprachräumen zu Hause sind. Die Integration der Vielfalt wäre bei einer Volkswahl nicht gegeben. So hat auch die SVP-Initiative die Minderheit der Minderheit vergessen: Die Tessiner hätten praktisch keine Chance mehr. Und die Rätromanen kommen nicht einmal vor im Text.

**Einspruch. Warum sollte ich mir als Luzerner nicht ein Urteil über einen Kandidaten aus der Waadt bilden können?**

Das können Sie schon. Aber Sie werden sich erst mit jemandem befassen, wenn bekannt ist, dass er Bundesrat werden will. In solchen Situationen geben sich die Leute anders, als sie sind. Wir Parlamentarier hingegen kennen die Kollegen bereits, bevor sie Bundesratsambitionen hegen. Deshalb können wir Charakter, Tiefgang, Seriosität der Kandidaten besser beurteilen.

**Historisch traten immer jene Parteien für die Volkswahl ein, die das Gefühl hatten, im Bundesrat untervertreten zu sein. Ihre eigene Partei wurde jahrzehntelang aussen vor gehalten und reichte sogar zwei Volkswahl-Initiativen ein. Heute, wo Sie Ihre Regierungssitze auf sicher zu haben glauben, sind Sie dagegen. Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Argumente kommen auf.**

Der damalige SP-Ruf nach der Volkswahl war nicht systemisch motiviert, sondern tatsächlich Ausdruck des Protests gegen die eigene Untervertretung. Die heutige Ablehnung hingegen basiert auf der Einsicht, dass es eine institutionelle Balance braucht. Wo immer Parlament und Regierung die gleiche Legitimität haben – und das wäre bei einer Volkswahl des Bundesrats der Fall –, ist das Parlament schwach. Und eine starke Demokratie, auch eine starke direkte Demokratie, kann kein Interesse haben an einem weiter geschwächten Parlament.

**Die Sozialdemokraten wurden regelmässig gedemütigt, indem die bürgerliche Mehrheit Kandidaten wählte, die nicht auf Parteikurs waren. Das spricht nicht für die Überlegenheit dieses Verfahrens.**

Doch. Die Parteien haben oft einen Tunnelblick bezüglich ihres Personals. Und wenige vermögen eine selbstkritische interne Debatte zu garantieren. So kam es, dass die besten drei sozialdemokratischen Bundesräte seit 1942 – Tschudi, Ritschard, Stich –



«Demokratie bedeutet nicht, dass die Leute jeden Tag über alles abstimmen und jedes Gremium wählen können»: SP-Nationalrat Gross.

gegen die offiziellen Kandidatinnen der SP gewählt worden sind.

**Das sagen Sie mit dem Abstand der Jahre. Im Augenblick der bürgerlichen Machtdemonstration waren Sie entsetzt.**

Da gebe ich Ihnen im Falle von Stich und Lilian Uchtenhagen sogar recht. Aber entscheidend bleibt: Jedes Mal traf das Parlament die bessere Wahl, als es die Partei vermocht hatte.

**Sie klingen wie Hegel: der «Weltgeist», verkörpert im bürgerlichen Betonblock?**

Ich bin kein Hegelianer und die *Weltwoche* ist kein Betonbrecher! Kant und Aristoteles sind mir weit näher. Der Grund liegt woanders: Das Parlament ist offener und kritischer, als Fraktionen oder Parteien es sein können. Auch Charakterfragen – aber dieser Punkt ist vielleicht zu heikel ...

**Kommen Sie!**

Es gibt dunkle Flecken. Nehmen Sie das Beispiel der SP-Bundratskandidatin Uchtenhagen: Das Parlament vermochte eher gültige Einwände zu formulieren als die eigene Fraktion.

**Das hiesse, dass heute nur charakterfeste, superintelligente Spitzenpolitiker in den Bundesrat gewählt würden. Tatsache ist: Das Parlament bevorzugt häufig eher schwache Figuren. Die Gegenbeispiele sind zahlreich. Der ehemalige SVP-Bundesrat Samuel Schmid ...**

Schmid war eine absolut integre Figur, ich kannte ihn sehr gut! Er war eben gerade kein Schwächling gegenüber der Mehrheit der Blocher-Fraktion. Das wird man noch in hundert Jahren so sehen.

**Gilt das auch für Eveline Widmer-Schlumpf?**

Ich habe immer für Widmer-Schlumpf gestimmt und stehe dazu. Sie war bekannt als seriöse Finanzpolitikerin. Aus der SVP austreten wollte sie nicht – sie wurde aus der Partei rausgeschmissen. Das ist auch der Grund für diese Initiative: Sie soll jene schwächen, die den Mut hatten, den lieben Gott namens Blocher aus seinem Himmel, dem Bundesrat, zu verjagen.

**Sie malen den Teufel an die Wand. In der Volkswahl – ich zitiere aus Ihren Schriften – sehen Sie eine «autoritäre Regierungs- und Herrschaftsstruktur», ja einen «Total-schaden» an der Demokratie. Sie übertreiben gewaltig.**

Überhaupt nicht. Sie unterschätzen die Dynamik, wie schnell Herrschaft sich autoritär verfestigen kann! Und wir haben noch gar nicht von der Macht der Medien gesprochen.

**Wo liegt das Problem? Die *Weltwoche* etwa ist nicht bekannt dafür, unkritisch gegenüber dem Staat zu sein.**

Da gebe ich Ihnen recht. Deshalb schätze ich die *Weltwoche* sogar. Und ich schätze

viele andere nicht, weil sie zu unkritisch sind und zu wenig eigenständig denken und urteilen. Genau da liegt die Gefahr der plebiszitären Demokratie: Die Versuchung ist gross, im Zusammenspiel mit dem sogenannten Volk und der regierungshörigen, oberflächlichen Medienwelt autoritäre Herrschaftsstrukturen zu etablieren. Die Geschichte zeigt: Wenn starke Exekutiven glauben, am Parlament vorbei regieren zu können, wird es gefährlich.

**Sie sehen in der Schweiz einen neuen Mobutu oder Mussolini im Anmarsch?**

Sie müssen Fälle studieren, in denen autoritäre Herrscher mit dem Volk und einer willfähigen Presse die Demokratie aushebelten.

**Sie weichen aus. Nehmen wir an, die populäre Bundesrätin Doris Leuthard würde in einer Volkswahl bestätigt. Glauben Sie im Ernst, sie würde sich zu einer Diktatorin aufschwingen?**

Schauen Sie: Schon bei dieser vermeintlichen Beliebtheit beginnt das Problem. Leuthard ist eine jener Politikerinnen, die allen gefallen wollen. Bei einer Volkswahl würde sie sich noch mehr darum kümmern, das Regieren noch mehr der Verwaltung und Economiesuisse überlassen, Konkordanz und Kollegialität könnten Sie vergessen.

**Und die Wähler würden das nicht merken?**

Auch der klügste Mensch in diesem Land ist heute schon oft nicht mehr in der Lage, zu erkennen, was in Bern geschieht. Die Volkswahl würde noch mehr zu einer Herrschaft des Scheins (ver)föhren und die Entpolitisierung weiterdrehen.

**Wie entkräften Sie den Verdacht, dass Sie und Ihre Parlamentskollegen vor allem deshalb gegen die Volkswahl sind, weil sie eines Ihrer Vorrechte kappen würde?**

Dieser Verdacht liegt auf der Hand. Aber nur weil ein Verdacht existiert, ist er noch nicht wahr. Deshalb muss man auf die Argumentation achten. Das entscheidende Argument gegen die Volkswahl ist: Überall, wo es sie gibt, ist die Regierung stark und das Parlament schwach. Das kann der Demokrat nicht wollen. Schauen Sie Frankreich an: Dort wird seit 1962 der Präsident vom Volk gewählt. Frankreich ist gleichsam zu einer demokratischen Monarchie geworden, der Präsident ein demokratischer König.

**Einverstanden. Nur: Die französische Präsidialdemokratie ist mit dem schweizerischen System nicht vergleichbar. Wir haben sieben Bundesräte, der Bundespräsident ist lediglich ein Primus inter Pares.**

Entscheidend ist die gleiche Legitimation von Legislative und Exekutive. Das Kollegium würde zerstört, und die herrschaftlichen autoritären Strukturen würden gestärkt – im Zeichen einer populistischen Scheindemokratie. Die SVP verführt die Leute zum demokratischen Schein.

**Was ich noch nicht begreife: Sie sind Experte und Exporteur der direkten Demokratie, Sie reisen um die halbe Welt, um das Schweizer Modell zu verkaufen. Warum um Gottes willen misstrauen Sie dem Souverän?**

Zuerst: Ich verkaufe gar nichts, und schon gar kein Modell. Zweitens bin ich gegenüber allen skeptisch, die Macht ausüben, in diesem Sinne auch gegenüber der Mehrheit des Souveräns. Das ist sogar demokratische Pflicht, wie dies Urs Paul Engeler mal schrieb. Das Machtgefüge muss so ausgestaltet sein, dass alle Instanzen auf die andern Rücksicht zu nehmen haben. Die Volkswahl zerstört dieses Gleichgewicht. Demokratie bedeutet nicht, dass die Leute jeden Tag über alles abstimmen und jedes Gremium wählen können. **Prominente Genossen wie Micheline Calmy-Rey, Pierre-Yves Maillard oder Cédric Wermuth sehen es anders. Sie befürworten die Volkswahl.**

Das ist kein Wunder! Sie sind herrschaftliche Figuren und Machtmenschen, die am liebsten alles ausschalten wollen, was ihrer Machtausübung im Wege stehen könnte. **Calmy-Rey wurde nicht vom Volk gewählt, sondern vom Parlament.**

Das war tatsächlich ein Irrtum, geb ich zu. Ich will nicht das Kalb sein, das seinen Metzger auch noch selber wählt.

**Trotzdem halten Sie am Wahlprivileg des Parlaments fest.**

Das ist kein Privileg, sondern eine Aufgabe, welche das Parlament im Interesse aller besser erfüllen kann als die einzelnen Bürger. Alle Menschen sind verführbar. Aber die 246 National- und Ständeräte sind weniger leicht zu täuschen als das Volk. Das Risiko, dass das Parlament eine Fehlbesetzung macht, ist geringer, als dies bei einer Volkswahl der Fall wäre.

**Sie idealisieren das Parlament mit seinen notorischen Hinterzimmer-Intrigen.**

Die Absprachen würden sich einfach aus dem Bundeshaus in die Parteizentralen verschieben. Das jetzige System ist nicht perfekt, aber die Volkswahl würde es schlechter machen. Wenn schon, halte ich eine andere Idee für bedenkenswerter: Man könnte sich überlegen, eine Initiative zur Neuwahl des Bundesrats einzurichten. Das hiesse nicht, dass das Volk die Regierung direkt wählte. Aber es könnte dem Parlament den Auftrag geben, die Regierung abzuberaufen und neu zu bestellen. Ein solches Modell würde die Mitbestimmung erweitern, ohne das sensible institutionelle Gleichgewicht zu stören und die Demokratie weiter zu schwächen.

Andi Gross ist SP-Nationalrat und Gründer des Atelier pour la Démocratie Directe in St-Ursanne JU. Er ist Mitherausgeber des Büchleins: «Nur scheinbar demokratisch – Volkswahl des Bundesrates: Ein Rückschritt für die Demokratie», Editions le Doubs, St-Ursanne, 220 S., Fr. 19.80.

# Lesen, rechnen, die Welt retten

Schweizer Schüler sollen von klein auf zu «umweltbewussten», «sozial» und «antirassistisch» denkenden Gutmenschen erzogen werden. Hinter diesem Plan steckt eine staatlich finanzierte Bildungsstelle, die dank erfolgreichem Lobbying von Hilfswerken und rot-grünen Pädagogen entstanden ist. *Von Lucien Scherrer*

Schulkinder lernen heute mehr als Schreiben, Rechnen oder Ringturnen. Sie lernen, wie man die «ökologischste» Pizza bäckt oder wie ein «gerechter» Bleistift produziert wird. Sie basteln Häuschen aus recyceltem Abfall, die zu «sozialen Treffpunkten» werden. Sie spielen Theaterstücke, in denen es um das «Fremd sein» in der Schweiz geht oder darum, der weltweiten Armut und dem Klimawandel «entgegenzutreten». «Globales Lernen» respektive «Bildung für nachhaltige Entwicklung» (BNE) nennt man das in der Fachsprache. Diese Beispiele aus dem Schulalltag sind der Website von «éducation 21» entnommen, einer halbstaatlichen Bildungsstelle (dazu später mehr).

Wie viel «nachhaltige» Unterweisung Kinder erhalten, hängt heute von kantonalen Lehrplänen, inoffiziell aber auch von der Weltanschauung der Lehrer ab. Nach dem Willen der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) soll sich das bald ändern. Das Politikergremium hat sich das Ziel gesetzt, die Lehrpläne in den 21 Deutschschweizer Kantonen ab 2014/15 zu vereinheitlichen – mit dem sogenannten «Lehrplan 21», der im Juni der Öffentlichkeit vorgestellt werden soll.

Der genaue Inhalt ist noch unbekannt, doch schon jetzt ist klar, dass «globales Lernen» eine wichtige Rolle spielen wird. So sollen die Kinder in fächerübergreifendem Unterricht «Kompetenzen erwerben» über Themen wie «soziale Gerechtigkeit», «Nord-Süd», «Diskriminierung», «Gender» oder «Umwelt» (*Weltwoche* Nr. 50/12). Ist es ein Zufall, dass sich das anhört, als hätte die Grüne Partei oder eine Drittweltgruppe ihre Bildungsziele verwirklicht? Die EDK versichert, dass nachhaltige Bildung nichts mit «Instrumentalisierung» oder ideologischer Beeinflussung zu tun habe. So erklärte EDK-Generalsekretär Hans Ambühl in einem Interview: «Lange haftete der BNE der Geruch von Ideologie an. Ich lege aber Wert darauf, dass nachhaltige Entwicklung keine Forderung von Ideologen ist, sondern aus allgemein anerkannten menschlichen Wertvorstellungen hervorgeht.»

## Erziehung im Geiste von Rio

Tatsächlich lohnt es sich, die Hintergründe dieses angeblich geschmacksneutralen Anliegens etwas genauer zu betrachten. Denn BNE ist ein Lehrbeispiel dafür, wie Lobbyisten, Bildungsfunktionäre und Verwaltungsbeamte für fragwürdige Zwecke den Staat aufblähen.

Doch der Reihe nach. Die nachhaltige Bildungsoffensive beginnt 1992, an der Uno-Kon-



«Sensibilisierte» Kinder kämpfen gegen den Klimawandel und für fair produzierten Kaffee.

## «Nachhaltige Bildung»

# Moral statt Fakten

## Was ist Öko-Bildung in der Praxis? Ein Schüler berichtet. Von Leon Wiederkehr

Im Moment behandeln wir den Klimawandel. Der Lehrer meint, dieser Winter sei wieder wärmer gewesen als der letzte. Ich widerspreche und erkläre ihm, dass die Temperaturen in den letzten 15 Jahren nicht gestiegen seien, und dies, obwohl der CO<sub>2</sub>-Ausstoss um 75 Prozent zugenommen habe. Er glaubt mir nicht, weshalb ich in der nächsten Lektion Forschungsergebnisse der Nasa mitbringe. Darauf mein Lehrer: «Vielleicht stagniert das Klima.» Ich: «Nicht vielleicht.» Darauf mein Lehrer: «In Ordnung, das Klima stagniert ein bisschen.»

Der Lehrer flüchtet sich in einen Katastrophenfilm des Schweizer Fernsehens. Aber auch hier sind wir schon ziemlich abgehärtet – denn eine Auseinandersetzung mit dem Gezeigten folgt in der Regel nicht. Schon in der 5. Klasse musste ich den Al-Gore-Film «Eine unbequeme Wahrheit» über mich ergehen lassen. Damals hatte ich Mühe, den Film zu verstehen, wusste ich doch nicht, was CO<sub>2</sub> ist. Und meine Schulkameraden, fast ausschliesslich Migrantenkinder, verstanden den komplexen Kommentar eh nicht.

Ich merke, wie dieser Ökounterricht ohne wissenschaftlichen Background immer mehr das Gegenteil bewirkt. Wir machen uns einen Spass daraus, den Lehrern zu widersprechen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie schnell dann die Argumentation von wissenschaftlichen Fakten zu Moralvorstellungen wechselt.

Vor einer Woche hatten wir eine Projektwoche zum Thema «Wasser». Die Lehrkräfte versuchten uns vier Tage lang beizubringen, dass es ein ökologischer Schwachsinn sei, Mineralwasser zu kaufen. Natürlich zeigte man uns auch hier den unvermeidlichen Film «Bottled Life» über Nestlé. Am letzten Tag analysierten wir den Preisunterschied zwischen Mineral- und Leitungswasser. Unsere Lehrerin war entsetzt, als sie realisierte, dass wir diesen Unterschied nicht schlimm finden. Warum soll man nicht Geld für etwas ausgeben, wenn es einem schmeckt?

Aber die Schule gibt nicht auf: Am nächsten Konvent wird abgestimmt, ob Flüge für Exkursionen und Maturereisen verboten werden sollten.

Leon Wiederkehr ist Gymnasiast im Kanton Bern.

ferenz über Umwelt und Entwicklung in Rio. Neben anderen Geboten verkünden die Gipfelteilnehmer, dass Umwelt- und Entwicklungsfragen stärker in der Bildung verankert werden müssten. Gestützt auf diesen «Auftrag», beginnen Hilfswerke wie Alliance Sud, Amnesty International, WWF und andere Interessengruppen, die Schulen mit Material zu Themen wie «Interkulturalität», «Rassismus», «Globalisierung», «Umwelt», «fairer Handel» und dergleichen einzudecken. Gleichzeitig versucht diese Lobby, ihre Anliegen in Lehrplänen und in der Lehrerausbildung zu verankern.

Mit Erfolg, denn die EDK und die Bundesverwaltung halten nachhaltige Bildung für derart wichtig, dass sie diese zur Staatsaufgabe erklären. Ende der neunziger Jahre werden die meisten «Schulstellen» der Hilfswerke ersetzt durch die zwei neuen Stiftungen Bildung und Entwicklung (SBE) sowie Umweltbildung Schweiz (SUB). Diese erhalten vom Bund den Auftrag, Informationsmaterial zu «filtern», Schulen und Lehrkräfte zu «beraten» und mit Unterrichtsmaterial zu versorgen. Im Gegenzug subventioniert die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) die Stiftungen mit Millionenbeträgen (allein der SBE spendiert sie 1998 1,6 Millionen Franken). Damit entsteht ein quasistaatliches Beschäftigungsprogramm für Hilfswerk-Aktivist\*innen, denn auf deren Know-how will man nicht verzichten.

### Ein Magnet für Sozialdemokraten

Bis 2008 verdoppelt die SBE die Zahl ihrer Mitarbeiter auf sechzehn. Gemäss Jahresbericht 2011 haben diese «Fachleute» seit 1997 über eine halbe Million Bücher, Filme und andere Unterrichtsmaterialien an Schulen verkauft und 500 Projekte «im Bereich der Rassismusprävention oder der Menschenrechte» begleitet. Die pädagogischen Hochschulen (PH), immer offen für «moderne» Themen, tragen die Offensive eifrig mit. Sie entwickeln BNE-Lehrgänge, oder sie bringen Lehrern in Kursen bei, was sie gegen den Klimawandel «tun» können. So ist es nur folgerichtig, dass Bund und EDK 2007 einen 1,5 Millionen Franken teuren Massnahmenplan verabschieden, mit dem Ziel, BNE im «Lehrplan 21» zu verankern. Nachhaltige Entwicklung sei «das womöglich zentrale Anliegen unserer Zeit», verkündet EDK-Funktionär Ambühl.

Die epochale Mission verlangt nach einer Bündelung der Kräfte: 2012 fusionieren SBE, SUB und die Schulstelle von Alliance Sud zur Stiftung «éducation 21». Diese betreibt seit Anfang Jahr ein nationales «Kompetenzzentrum BNE» in Bern. Nach Auskunft von EDA-Sprecherin Carole Waelti beschäftigt dieses Amt für ökosoziale Bildung 43 Mitarbeiter, die sich dreissig Vollzeitstellen teilen.

De facto handelt es sich um Staatsangestellte: Die Deza sowie die Bundesämter für Kultur und Gesundheit schiessen dieses Jahr 4,9 Millionen Franken in das Zentrum ein und tragen damit

die Hauptlast des Budgets. Und es gibt viel zu tun: «Das Kompetenzzentrum wird die Schulen und pädagogischen Hochschulen bei der Erreichung der Lehrplan-Ziele unterstützen», sagt EDK-Sprecherin Gabriela Fuchs, «durch Erarbeitung von Unterrichtshilfen und Unterstützung der pädagogischen Hochschulen bei der Aus- und Weiterbildung der Lehrkräfte.»

Obwohl «globales Lernen» angeblich ein universelles Anliegen ist, zieht es vorwiegend Menschen mit linkem und grünem Gedanken an. So war der grüne Zürcher Gemeinderat und PH-Dozent Ueli Nagel federführend in der Entwicklung von BNE-Lehrgängen, und im Stiftungsrat von «éducation 21» sitzen neben Lehrer- und Kantonsvertretern ausschliesslich SP-Politiker: die jurassische Regierungsrätin Elisabeth Baume-Schneider und der Freiburger Nationalrat Jean-François Steiert. Zum «éducation 21»-Mitarbeiterstab gehört die Berner SP-Politikerin Barbara Rödlich, und auch ihr Chef steht nicht im Ruf, ein «Rechter» zu sein: Zentralsekretär Jürg Schertenleib, ein ehemals prominenter Funktionär der Flüchtlingshilfe, der 2007 zur SBE wechselte. Während seiner Amtszeit als Flüchtlingshelfer fiel der Jurist als vehementer Kritiker einer verschärften Ausländer- und Asylpolitik auf. «Die Menschlichkeit ist weg-

### Kindergärtler müssen sich mit «Fragen des interkulturellen Respekts» auseinandersetzen.

gebrochen», klagte er etwa 2006 nach der Annahme des neuen Ausländer- und Asylgesetzes. Bis heute präsidiert Schertenleib die Gruppe Humanrights.ch, die dank Bundesgeldern akribisch Buch führt über rassistische Vorfälle in der Schweiz. Bei seinem Wechsel zur SBE diktierte Schertenleib dem *Tages-Anzeiger*, dass er sein «Engagement für die Grundrechte der Menschen» nun in die «Bildungspolitik einbringen» wolle.

Das ist ihm und seinen Mitstreitern gut gelungen. Die Publikationen und Projekte von «éducation 21» – nachzulesen im Internet – sind durchtränkt von Hilfswerk-Jargon und rotgrünen Glaubenssätzen. Der Klimawandel ist «menschengemacht» und kann von nachhaltig gebildeten Menschen «bekämpft» werden, Multis beuten die Dritte Welt aus, die Gesellschaft ist latent rassistisch, Bio, Solarenergie und der öffentliche Verkehr sind gut.

Trotz Versicherungen, dass BNE-Unterricht «offene Diskussionen» anregen soll, geht es um Belehrung. Dabei gilt das Motto: Was PH-Dozenten und Hilfswerk-Aktivist\*innen interessant finden, begeistert auch Schulkinder. So preist «éducation 21» einen Film über ein Mädchen an, der die Kinder dazu animieren soll, über «Geschlechtergerechtigkeit» zu diskutieren. Wobei es für die Buben angeblich be-

sonders «spannend» ist, ihr «Rollenverständnis zu hinterfragen».

Beim Thema «Einwanderung» werden die Schüler ebenso sanft, aber bestimmt in die richtige Richtung gelenkt. Bereits Kindergärtler müssen sich «spielerisch» mit «Fragen des interkulturellen Respekts» auseinandersetzen. Auf Schulstufe gilt es dann, «Aktivitäten zu erkunden», um «dem Rassismus entgegenzutreten». Daneben unterstützt «éducation 21» Events wie «Step into Action», an denen Kinder für Themen wie «Migration» oder – wie am 1. Mai – für «internationale Solidarität» «sensibilisiert» werden. Wobei für die «Sensibilisierung» Aktivisten von Amnesty International zuständig sind.

Es verwundert nicht, dass die Kinder nach solchen Events Bekenntnisse abliefern, die ganz im Sinne ihrer Erzieher liegen: Sie geloben, die Diskriminierung von Homosexuellen zu «bekämpfen» oder für weniger Fleisch und mehr «fair» produzierten Kaffee in der Mensa zu werben. Eine Schulklasse, die im Tessin das Thema «Mobilität» untersuchte, stellte folgende «Forderungen» auf: Eisenbahntarife senken, öffentlichen Verkehr fördern, strengere Tempolimits für Autos.

So viel zum «Geruch von Ideologie», der sich laut EDK-Generalsekretär Hans Ambühl in Luft aufgelöst hat. BNE ist in der Lehrerschaft denn auch nicht so beliebt, wie das die EDK

gerne hätte. Hinter vorgehaltener Hand wird über den «modischen Plunder» geklagt, der einem wieder einmal «von oben» verordnet werde. Der Bieler Reallehrer und Stadtrat Alain Pichard (Grünliberale) sagt offen, was andere denken: «Es ist haarsträubend, was da abläuft. Man versucht, kleine Kinder mit Weltrettungsprosa in bessere Menschen zu verwandeln.» Statt eigenes Denken zu fördern, vermittelten die «Schreibtischtäter» Glaubenssätze, statt Forschergeist zu wecken, deckten sie die Kinder mit Arbeitsblättern und Filmen ein. «Das ist Pädagogik aus dem Mittelalter», sagt Pichard, «todlangweilig, aber sicher nicht nachhaltig.» Dass der Staat dafür eine Bildungsstelle finanziert und deren Ziele auch noch im «Lehrplan 21» verankern will, hält der Lehrer für «höchst fragwürdig».

### Wirtschaftliche Sicht wäre gefragt

EDK-Sekretär Hans Ambühl will sich auf Anfrage der *Weltwoche* nicht zu «politischen» Fragen äussern und verweist auf «éducation 21»-Präsidentin Elisabeth Baume-Schneider. Diese reagiert nicht auf eine Interview-Anfrage. Dafür äussert sich Beat Zemp, der als Präsident des Schweizer Lehrerverbandes und Vizepräsident der Stiftung «éducation 21» beide Seiten kennt. Für ihn gehört BNE heute zu einem «zeitgemässen Unterricht». «Natürlich haben Themen wie Nachhaltigkeit einen lin-

ken Touch», sagt er, «aber gerade deshalb dürfen sie keinesfalls nur von einem Standpunkt – etwa einem ökologischen – betrachtet werden.» Vielmehr gelte es, im Unterricht auch «andere Sichtweisen» zu berücksichtigen, zum Beispiel jene der Wirtschaft. Die Frage, ob BNE diesem Anspruch in der Praxis gerecht wird, lässt Zemp offen. Aber er sagt: «Es wäre zu wünschen, dass der Bund die wirtschaftliche Kompetenz der Stiftung «éducation 21» stärkt.»

Doch egal, wie viel Kompetenz dieses selbsternannte «Kompetenzzentrum» noch entwickelt: Hat die Schule nicht Wichtigeres zu tun, als kleine Aktivisten zu formen und Schulbuben mit Gender-Fragen zu langweilen? «Die Schule muss sich auf das konzentrieren, was sie kann, was sie können muss», sagt Alain Pichard. Das Klima retten gehöre da bestimmt nicht dazu, den Schülern Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen, dagegen schon. «Das ist zwar nicht alles, aber ohne diese Fähigkeiten ist alles nichts.»

Pichard erinnert daran, dass laut der Pisa-Studie fast jeder fünfte Schulabgänger nicht richtig lesen und schreiben kann: «Wenn die Schule in ihrem Kerngebiet Analphabeten produziert, erodiert ein Fundament.» Tatsächlich dürfte es ein Schulabgänger auf dem Arbeitsmarkt auch künftig schwer haben, wenn er weiss, wie man eine ökologische Pizza bäckt – aber nicht, wie man das Wort «Pizza» schreibt. ○



Für jene, die wissen,  
wonach sie suchen.

**EIN GEWINN,  
DER IHNEN  
PASSEN WIRD!**

Gewinnen Sie jetzt einen  
von 10 Massanzügen von  
Alferano im Wert von je  
CHF 2'000.– und eines von  
10 Business-Abos Gold von  
getAbstract im Wert  
von je CHF 375.–

So funktioniert's: In jeder  
Ittinger Verpackung finden  
Sie einen Gewinncode –  
geben Sie diesen unter  
[www.ittinger.ch](http://www.ittinger.ch) ein.



Kein Kaufzwang. Gratteteilnahme siehe  
Teilnahmebedingungen.



Das einzigartige  
Schweizer Amberbier

# Die Sache mit dem Hosenschlitz

Als längst volljähriger Erzieher fabulierte der Politikerliebling Daniel Daniel Cohn-Bendit handgreiflich über die erotischen Reize kleiner Kinder. SRG-Direktor Roger de Weck hielt jetzt als Ersatzmann eine Laudatio auf den «roten Dany». Und lässt kritische Fragen unbeantwortet. *Von Peter Keller*



*Der Widersacher gerät zum Feind:* Ersatz-Laudator de Weck.



*Intime Erfahrungen:* Preisträger Cohn-Bendit.

Hier lobt man die Katze im Sack: Noch bevor der diesjährige Preisträger der deutschen Theodor-Heuss-Stiftung bekannt war, hatte der Stiftungsbeirat bereits einen Laudator verpflichtet. Ein an sich seltsamer Vorgang: Müsste man nicht erst den Preisträger bestimmen und dann nach dem passenden Redner suchen? Und wie kann einer für eine Laudatio zusagen, ohne zu wissen, wen er später in feierlicher Runde und mit schönsten Worten zu rühmen gedenkt?

Der Eklat nahm seinen Lauf. Nachdem bekannt und diskutiert wurde, dass der Theodor-Heuss-Preis 2013 an den Grünen-Politiker Daniel Cohn-Bendit geht, sagte der vorgesehene Festredner ab. Andreas Vosskuhle, Präsident des deutschen Verfassungsgerichts und damit so etwas wie der oberste Linienrichter der Republik, begründete seinen Rückzug mit einer Veröffentlichung von 1975, in der sich Cohn-Bendit «in nicht unproblematischer Weise zur Sexualität zwischen Erwachsenen und Kindern» geäußert habe. Das Bundesverfassungsgericht sei «in ganz besonderer Weise gehalten, jeden Anschein zu vermeiden, es würde solche Aussagen billigen», sagte der Sprecher.

Cohn-Bendit hatte Anfang der 70er Jahre in einem alternativen Frankfurter Kindergarten gearbeitet und in seinem Buch «Le grand bazar» (Der grosse Basar) auch von intimen Erfahrungen als Erzieher berichtet. Dort heisst es wörtlich: «Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an. Ich konnte richtig fühlen, wie die kleinen Mädchen von fünf Jahren schon gelernt hatten, mich anzumachen.» An anderer Stelle wird der Autor noch konkreter: «Es ist mir mehrfach passiert, dass einige Kinder meinen Hosenschlitz geöffnet und angefangen haben, mich zu streicheln. Ich habe je nach den Umständen unterschiedlich reagiert, aber ihr Wunsch stellte mich vor Probleme. Aber wenn sie darauf bestanden, habe ich sie dennoch gestreichelt.»

## Gelten für de Weck andere Massstäbe?

Für den obersten deutschen Verfassungsrichter war mit diesen Kindersex-Fantasien eine rote Linie überschritten. Da weder Cohn-Bendit auf den Preis verzichtete, noch die Stiftung auf ihren Entscheid zurückkam, musste ein Ersatz-Laudator her – und man fand ihn in der Schweiz. Am 20. April sprach Roger de Weck an

der Verleihung des Theodor-Heuss-Preises. Auch dies ein formal seltsamer Vorgang: Der SRG-Chef ist selber Mitglied des Beirates und damit Teil des Wahlkörpers. Er habe allerdings an der Sitzung gefehlt, an der die Stiftung den Preisträger bestimmte, liess de Weck über seine Kommunikationsstelle ausrichten.

Wichtiger ist die Zusage an sich: Im Gegensatz zu Vosskuhle hat de Weck bewusst der Verleihung zugestimmt, und es stellt sich die Frage, ob für den höchsten Repräsentanten des Schweizer Fernsehens andere Massstäbe gelten als für Leute in vergleichbar sensiblen Positionen. Nochmals: Andreas Vosskuhle sah von einer Laudatio ab, da das Verfassungsgericht «in ganz besonderer Weise» gehalten sei, «jeden Anschein zu vermeiden, es würde solche Aussagen billigen». Wäre diese Zurückhaltung nicht auch für das öffentlich-rechtliche Schweizer Fernsehen und seinen Chef angebracht? Was genau hat Roger de Weck bewogen, sich als Ersatz-Laudator zur Verfügung zu stellen? Warum wird in der ganzen Rede keines der pädophilen Zitate angeführt, sondern bloss von «Ausgrenzung» und «Verleumdung» gegenüber Cohn-Bendit gesprochen?



Die *Weltwoche* hat Roger de Weck am Freitag letzter Woche zehn konkrete Fragen zukommen lassen. Bis Redaktionsschluss (Dienstag) ist ausser einer allgemeinen «Auslegeordnung» der Kommunikationsstelle kein offizielles Statement eingetroffen.

Wer sich wie de Weck in einer so delikaten Situation als Festredner exponiert, wird Teil der Debatte. Das weiss ein Mann, der die längste Zeit mit Medien gearbeitet hat – als Chefredaktor des *Tages-Anzeigers* und der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* – haargenau. Die Verweigerung ist umso befremdender, als de Weck den Preisträger als «beseelten» Debattierer lobt und sich ausdrücklich für eine «legitime Diskussion», für harte Kritik, ja sogar Polemik ausspricht.

### Verdienste würden «klar überwiegen»

In der Laudatio kritisiert de Weck den rüden Umgang Frankreichs mit Cohn-Bendit. General de Gaulle, der «zu einer gelenkten Demokratie» geneigt habe, hatte den «roten Dany» mit dem deutschen Pass 1968 in sein Heimatland ausweisen lassen.

Roger de Weck wiederum ist nicht frei von Sehnsüchten nach einer gelenkten Debatte. So spricht er von den zwei Öffentlichkeiten im heutigen Zeitalter: dem herkömmlichen öffentlichen Raum, «in dem vorwiegend Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, Intellektuelle und Medienleute das Wort führen». Bei aller Grobkörnigkeit seien diese Leute bestrebt, «Informationen und Argumente journalistisch-kritisch zu prüfen, zu analysieren, einzuordnen, zu gewichten und zu erläutern». Es ist offensichtlich, dass Roger de Weck sich und die SRG dieser Tradition verpflichtet sieht.

Und dann gibt es dieses zweite, dunkle, unkontrollierte Reich des Internets, einen «weitgehend zügel- und regellosen öffentlichen Raum [...], in welchem von vornherein die sanfte Gewalt des besseren Arguments keine Chance hat». Hier erkennt der Laudator das «Tea-Party-Prinzip» am Wirken, abgeleitet von der basiskonservativen Bewegung aus den USA, die de Weck pauschal aburteilt: «Der Widersacher gerät zum Feind, den man demütigen darf und zu stigmatisieren trachtet.»

Die gleichen Kräfte möchten «den Citoyen Cohn-Bendit» verächtlich machen, sagt de Weck. Auch hier gelten die eigenen Massstäbe vorzugsweise für andere: Vor seiner Wahl zum SRG-Chef geizte der Publizist Roger de Weck nicht mit Stigmatisierungen von politischen Gegnern. «Rechtspopulist», «Demagoge», «Spekulant» waren seine wiederkehrenden Beschreibungen für den SVP-Politiker Christoph Blocher. Um mit de Wecks Worten zu reden: Der Widersacher gerät zum Feind.

Im Informationsschreiben der SRG distanziert sich Roger de Weck von den pädophilen Äusserungen Cohn-Bendits. Trotzdem sei er

zum Schluss gekommen, dass dessen Verdienste «klar überwiegen» gegenüber «Provokationen», die mehr als dreissig Jahre zurücklägen, «wobei Cohn-Bendit nie konkret beschuldigt wurde». Allerdings befinden sich im Archiv der Heinrich-Böll-Stiftung Protest- und Solidaritätsbriefe von Eltern, die bis 1975 zurückreichen. Die Materialien sind bis 2031 gesperrt, und der Theodor-Heuss-Preisträger hat auf Anfrage der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* die Freigabe abgelehnt.

Roger de Weck stellt den «Citoyen» Daniel Cohn-Bendit in die grosse Tradition der französischen Aufklärung – wenn es jedoch um die Aufklärung in eigener Sache geht, schalten beide auf Verweigerung.

Die Fragen der *Weltwoche* an Roger de Weck, welche der SRG-Chef unbeantwortet liess:



Proteste vor der Theodor-Heuss-Preisverleihung.

1 — Sie sind als Laudator an der Verleihung des Theodor-Heuss-Preises eingesprungen. Warum haben Sie zugesagt?

2 — Sie sind als Chef der SRG eine Person unter erhöhter öffentlicher Beobachtung. Wäre angesichts der heftigen Debatte um die pädophilen Äusserungen Daniel Cohn-Bendits und Ihrer Position nicht mehr Zurückhaltung angebracht gewesen?

### Für den obersten deutschen Verfassungsrichter war eine rote Linie überschritten.

3 — Verstehen Sie die Reaktion von Vertretern von Opferhilfeorganisationen, die Ihren Auftritt als «Schlag ins Gesicht» empfanden?

4 — In Ihrer ganzen Rede werden die vieldiskutierten pädophilen Passagen Cohn-Bendits weder zitiert noch zugeordnet. Warum nicht?

5 — Eines der verschwiegenen Zitate lautet: «Mein ständiger Flirt mit allen Kindern nahm bald erotische Züge an. Ich konnte richtig fühlen, wie die kleinen Mädchen von fünf Jahren schon gelernt hatten, mich anzumachen. [...] Es ist mir mehrfach passiert, dass einige Kin-

der meinen Hosenlatz geöffnet und angefangen haben, mich zu streicheln. Ich habe je nach den Umständen unterschiedlich reagiert, aber ihr Wunsch stellte mich vor Probleme. Aber wenn sie darauf bestanden, habe ich sie dennoch gestreichelt.» Wie sehen Sie diese Aussagen nach der jüngst aufgeflamnten Missbrauchsdebatte?

6 — Daniel Cohn-Bendit entschuldigt sich mit dem Hinweis, man müsse seine Aussagen «im Kontext der sexuellen Befreiung der 70er Jahre» sehen. Stimmen Sie Cohn-Bendit zu? (Warum nicht?)

7 — Auf dem Höhepunkt der deutschen Debatte um Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche – im Februar 2010 – sagte der damalige Augsburger Bischof Walter Mixa: «Die sogenannte sexuelle Revolution, in deren Verlauf von besonders progressiven Moralkritikern auch die Legalisierung von sexuellen Kontakten zwischen Erwachsenen und Minderjährigen gefordert wurde, ist daran sicher nicht unschuldig.» Stimmen Sie Walter Mixa zu? (Warum nicht?)

8 — In Ihrer Rede plädieren Sie für eine kritische, auch polemische Auseinandersetzung. Sie wehren sich aber gegen jedwede Verleumdung: «Die Grenze verläuft dort, wo die Einwürfe und Anwürfe in keiner Weise mehr erkenntnisorientiert sind.» Wie sähen Ihrer Meinung nach die «erkenntnisorientierten» Einwürfe aus zu folgender Äusserung Cohn-Bendits 1982 im französischen Fernsehen: «Die Sexualität eines Kindes ist etwas Fantastisches. Man muss aufrichtig sein, seriös, mit den ganz Kleinen ist es etwas anderes [...], aber wenn ein kleines fünfjähriges Mädchen beginnt, Sie auszuziehen: Es ist grossartig, weil es ein Spiel ist. Ein wahnsinnig erotisches Spiel?»

9 — Beim Rücktritt von Benedikt XVI. verfahren die hiesigen Medien ungnädig mit dem Papst – auch das Schweizer Fernsehen warf ihm vor, bei der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle in der Kirche versagt zu haben. Teilen Sie diese Einschätzung? Würden Sie im Zusammenhang mit der medialen Berichterstattung über die Kirche auch von einem «Tea-Party-Prinzip» sprechen, weil die Kirche (bzw. ihre Führung) insgesamt zu pauschal verächtlich gemacht wurde?

10 — Sie ziehen eine historische Parallele von der heutigen Kritik an den pädophilen Äusserungen Cohn-Bendits zu dessen Ausweisung 1968 auf Geheiss von Charles de Gaulle: «Als er ausgegrenzt wurde, wie ihn andere heute wieder ausgrenzen möchten...». Damals seien 100 000 Franzosen auf die Strasse gegangen, um ihre Solidarität mit einem Deutschen zu bekunden: «Nous sommes tous des juifs allemands» (Wir sind alle deutsche Juden). Vermissen Sie diese Solidarität heute? Wie würde ein passender Solidaritätsruf heute lauten? «Wir sind alles pädophile Deutsche?» ○

# Streit bei der Überlebensübung

Wohlstand und Arbeitsplätze in der Schweiz hängen direkt davon ab, wie das Land ausländische Unternehmen besteuert. Statt der gemeinsamen Suche nach einer vernünftigen Lösung geht bereits ein selbstzerstörerisches Hickhack los. Ein Überblick. *Von Markus Schär*



In der Schweiz profitieren 23 500 Unternehmen von Steuererleichterungen.

Ausgerechnet die reiche Schweiz führe den weltweiten Wettlauf an, die Steuern der Unternehmen gegen null zu drücken, empörte sich ein Fernsehjournalist beim Medienseminar. «Wer soll denn die Leistungen der Staaten noch bezahlen?» Und die Linke bekämpfte reflexartig die Vorschläge zum Umbau der Unternehmensbesteuerung, die Bund und Kantone gemeinsam am letzten Freitag vorstellten: Unisono behaupteten die Sozialdemokraten und der Gewerkschaftsbund, die Unternehmenssteuerreform III solle «eine weitere Runde des ruinösen Steuerwettbewerbs auslösen» und «die Steuerlasten von den Unternehmen zu den privaten Haushalten verschieben».

Das sperrige Thema betrifft nicht nur Finanzdirektoren, Unternehmenschefs und Steuerberater, sondern alle, die in der Schweiz leben. Es geht um Milliarden an Steuereinnahmen und um Hunderttausende von Arbeitsplätzen. Unter dem Druck der EU und der OECD muss die Schweiz ihr Steuersystem grundlegend umbauen. Statt zusammenzustehen und eine für alle befriedigende Lösung zu finden, beschuldigen und zerfleischen sich die Schweizer aber einmal mehr selbst. Worum geht es wirklich?

Kleine Länder mit grossen Unternehmen haben seit je ein Problem: Die Konzerne verfügen nur über einen winzigen Heimmarkt und erzielen ihre Einnahmen rund um den Globus. Grosse Länder können höhere Steuern erheben, weil die Unternehmen nicht auf diese Märkte verzichten dürfen; die USA verlangen deshalb mit 35 Prozent allein auf Bundesebene die höchsten Unternehmenssteuern der Welt. Kleine Länder müssen dagegen tiefe Steuersätze anbieten, um ihre Unternehmen zu halten, und können selbstverständlich nur Gewinne besteuern, die nicht schon auf den Auslandsmärkten belastet worden sind.

**Transferpreise** — Wo die Gewinne anfallen, hängt von den Transferpreisen ab, also von den Kosten für Güter und Leistungen, die sich Konzerngesellschaften untereinander verrechnen. Diese müssen im Prinzip *at arm's length* miteinander handeln, also gleich wie voneinander unabhängige Firmen. In der Praxis können Holdings aber die Preise kreativ gestalten, also etwa Kosten für Management, Finanzierungen oder Lizenzen so festlegen, dass der Gewinn dort entsteht, wo er am wenigsten besteuert wird. So lässt Google die Einnahmen vorwiegend bei der Tochter und der Holding im günstigen Irland anfallen und verschiebt die Gewinne weiter in

das Steuerparadies Bermudas: Der Internetgigant zahlt so kaum mehr als zwei Prozent.

«Ich will verdammt noch mal durchsetzen, dass die Unternehmen ihre Steuern bezahlen», schimpft deshalb der britische Premier David Cameron. Darum kümmert sich inzwischen die OECD: Mit ihrem Projekt «Base Erosion and Profit Shifting» will sie dagegen vorgehen, dass Länder Firmen anlocken, indem sie nur Teile der Gewinnbasis besteuern, und dass Unternehmen kaum oder gar keine Steuern bezahlen, weil sie die Gewinne verschieben. Zu den Ländern, denen die OECD unfaire Steuerpraktiken vorwirft, zählt auch die Schweiz.

**Ring-Fencing**— Unter Beschuss steht die Schweiz nicht nur von der OECD, wo sie immerhin mitreden kann, sondern vor allem von der EU: Diese schaut beim Nichtmitglied strenger hin als bei ihren Mitgliedern. Als schädliche Steuerpraxis gilt für die EU vor allem das Ring-Fencing: Die Kantone können ausländische Unternehmen, die ihr Geschäft weitgehend ausserhalb der Schweiz machen, anders behandeln als einheimische, nämlich die Gewinne von Holdings (vorwiegend Halten von Beteiligungen), Domizilgesellschaften (nur Verwaltung in der Schweiz) und gemischten Gesellschaften (kaum Geschäftstätigkeit in der Schweiz) zu geringeren Sätzen besteuern. So erheben einzelne Kantone nur 12 Prozent – in-

steuer von Unternehmen eingehen. Und bei den Kantonen und den Gemeinden betragen ihre Steuern mit 1,5 Milliarden immerhin 18 Prozent des gesamten Aufkommens von 8,4 Milliarden.

Diese wichtige Quelle des Wohlstands droht zu versiegen. Denn vor allem die EU nimmt die Unterscheidung von ausländischen und einheimischen Firmen nicht mehr hin: Der EU-Rat Wirtschaft und Finanzen (Ecofin) kündete am 4. Dezember 2012 an, er erwarte bis zu seinem nächsten Treffen am 21. Juni von der Schweiz Vorschläge. Wenn sie nicht handelt, können die Mitgliedsländer Sanktionen gegen Unternehmen mit Sitz in der Schweiz ergreifen – darunter würde die Schweizer Wirtschaft schwer leiden.

### Was kann die Schweiz tun?

Es gibt eine einfache Lösung, um den Unterschied zwischen einheimischen und ausländischen Firmen zu vermeiden, der sich nicht länger halten lässt: alle gleich (tief) besteuern. Das schlägt ausgerechnet ein Linker vor: Der grüne Genfer Finanzdirektor David Hiler will den Satz für alle Unternehmen auf 13 Prozent senken. Diese Lösung lässt sich aber wohl nicht durchsetzen, denn sie würde erstens die mobilen Firmen, die an anderen Orten einstellige Sätze geniessen, nicht vom Wegzug abhalten, zweitens die Firmen, die nicht an Abwanderung denken, zu stark entlasten und deshalb drittens zu untragbaren Steuerausfällen führen.

schung. Die Firmen, die das Angebot voll ausnutzen, kommen noch auf Sätze von 1,6 Prozent (Luxemburg), 3,2 Prozent (Niederlande) oder 4,4 Prozent (Belgien). Und eine besonders aggressive Praxis führte im April ausgerechnet der britische Premier Cameron als Prediger gegen die Steuervermeidung ein: Aufgrund seiner Erleichterungen für das Nutzen von Patenten führt schon ein patentierter Rückspiegel dazu, dass das ganze Auto in die Patentbox fällt.

Die Lizenzboxen eignen sich bestens für Basel-Stadt, wo Finanzdirektorin Eva Herzog (SP) die Pharma- und Chemiegiganten Novartis, Roche und Syngenta pflegen muss. Dagegen lösen sie das Problem des Genfers David Hiler nicht: Für Händler gibt es kaum eine Box. Deshalb müssen wohl einige Kantone ihre Steuern für alle Unternehmen senken, weil die mobilen sonst an günstigere Orte ziehen.

### Wo sich die Kritiker irren

Die Schweiz treibt den Steuerwettbewerb nicht voran, sie zieht nach – weil sie sonst eine Quelle ihres Wohlstands verliert. Dabei setzt sie auf Tricks, die andere Länder längst erfolgreich anwenden. Die Kritiker übersehen, dass nicht Unternehmen Steuern zahlen, sondern letztlich Personen, also die Aktionäre, die eine geringere Dividende bekommen, das Personal, das tiefere Löhne verdient, oder die Kunden, die höhere Preise bezahlen. Deshalb könnten die Staaten

Added value für  
Ihr Going Public  
made by Gübelin.

GÜBELIN  
JUWELEN • UHREN

klusive 8,5 Prozent direkte Bundessteuer, bei der es für niemanden eine Ermässigung gibt.

Vor allem der Kanton Zug lockte seit Jahrzehnten ausländische Firmen an: Nur 45 Prozent seiner Unternehmen zahlen den ordentlichen Steuersatz. In den letzten Jahren zogen andere Kantone nach, besonders die Waadt, die Hauptsitze von multinationalen Unternehmen ansiedelte, und Genf, das zur globalen Drehscheibe des Rohstoffhandels aufstieg. Dadurch entstanden Arbeitsplätze nicht nur im Management und bei externen Dienstleistern wie Rechtsanwälten oder Steuerberatern, sondern auch in der Forschung und der Produktion: So verlangt etwa das amerikanische Steuerrecht, dass US-Firmen in der Schweiz neben dem Holdingsitz eine Geschäftstätigkeit haben. Landesweit profitieren heute 23 500 Unternehmen von solchen Steuererleichterungen. Dem Bund bezahlen sie 3,8 Milliarden Franken, also 49 Prozent der 7,8 Milliarden, die als direkte Bundes-

Stattdessen bietet sich eine pragmatische Lösung an. «Sind wir wirklich so böse?», fragt Jörg Walker, COO der Beratungsfirma KPMG. Er weist darauf hin, dass die EU-Länder auch tricksen – und empfiehlt der Schweiz, diese Tricks zu übernehmen. Es geht darum, nicht den Steuersatz zu senken, sondern die Bemessungsgrundlage zu schmälern. Einerseits könnte die Schweiz, die aufgrund des Massgeblichkeitsprinzips strikt den nach Handelsrecht errechneten Gewinn besteuert, eine flexiblere Praxis einführen, also Abzüge zulassen. Und andererseits liesse sich ein Teil der Erträge mit tieferen Steuersätzen belasten.

**Lizenzboxen**— Die EU will Forschung und Entwicklung fördern. Deshalb erlaubt sie das Besteuern der Gewinne aus Innovationen zu tieferen Sätzen. Mit solchen Sonderregelungen, sogenannten Lizenzboxen, begünstigen vor allem die Benelux-Länder seit Jahren ihre Pharmafor-

theoretisch die Unternehmen nicht mehr besteuern und das Geld dafür bei den Leuten eintreiben. Allerdings können die Ökonomen nicht sagen, wem diese Lösung zugutekäme.

Für eine leichte Verlagerung der Lasten ist Serge Gaillard (SP), der Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung. Er schätzt, dass die Schweiz aufgrund unumgänglicher Steuersenkungen, damit nicht zu viele Firmen abwandern, zwischen einer und drei Milliarden Franken weniger einnimmt – via Finanzausgleich wäre das ganze Land betroffen. Dafür liesse sich der Gewinn stärker besteuern, wenn er als Dividende zu den Aktionären fliesst, oder die Mehrwertsteuer geringfügig – um 0,2 Prozentpunkte – erhöhen.

Die Linke, die sich beim Finanzieren der Sozialwerke gerne bei der Mehrwertsteuer bedient, protestiert, «dass die Schweizer Bevölkerung die gesalzene Rechnung bezahlen soll». Und ignoriert, dass von steuerbegünstigten Unternehmen die ganze Bevölkerung profitiert hat. ○

# Lesevergnügen auch unterwegs

Mit der iKiosk-App können Sie die Weltwoche bequem in der Heftdarstellung lesen. Jede der letzten 10 Ausgaben kann einzeln gekauft werden. Abonnenten registrieren sich mit der Kundennummer. Erkunden Sie die vielen Extras wie das Verschicken von einzelnen Seiten per E-Mail. Alle Dienstleistungen der App sind im Abonnement inbegriffen.



## Und so funktioniert's:

1. Kostenlose App im App-Store herunterladen
2. Weltwoche wählen
3. Kundennummer im Feld «Printabo» eingeben  
(Die Kundennummer finden Sie auf Ihrer Abonnementsrechnung)
4. Ihre Postleitzahl eingeben
5. Fertig



# Endo Anaconda vermutlich aus Zoo entwischt.



Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinander bringen.  
Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».

# Ein Fall für zwei

Ob aufreizend entblösst, operativ entfernt oder züchtig versteckt: Die Faszinationskraft der Brüste ist ungebrochen. Es ist die Mischung aus Schönheit und Rätselhaftigkeit, die die Geschichte des weiblichen Busens so einzigartig macht. *Von Andreas Kunz*

Kein Krieg und kein verrückter Diktator hatte gegen die Nachricht eine Chance: Die «schönste Frau der Welt» hat sich ihre Brüste wegoperieren lassen. Rund um den Erdball dominierte Angelina Jolies Bekenntnis letzte Woche die Schlagzeilen. Viele Frauen waren beunruhigt. Die Meldung erinnerte sie daran, wie allgegenwärtig und gefährlich Brustkrebs ist. Überall wurde diskutiert, ob Jolies Massnahme sinnvoll sei, ob sie sich damit zum Vorbild im Kampf gegen die Krankheit mache oder ob die Schauspielerin mit ihrem öffentlichen Bekenntnis eine Präventionshysterie auslöse.

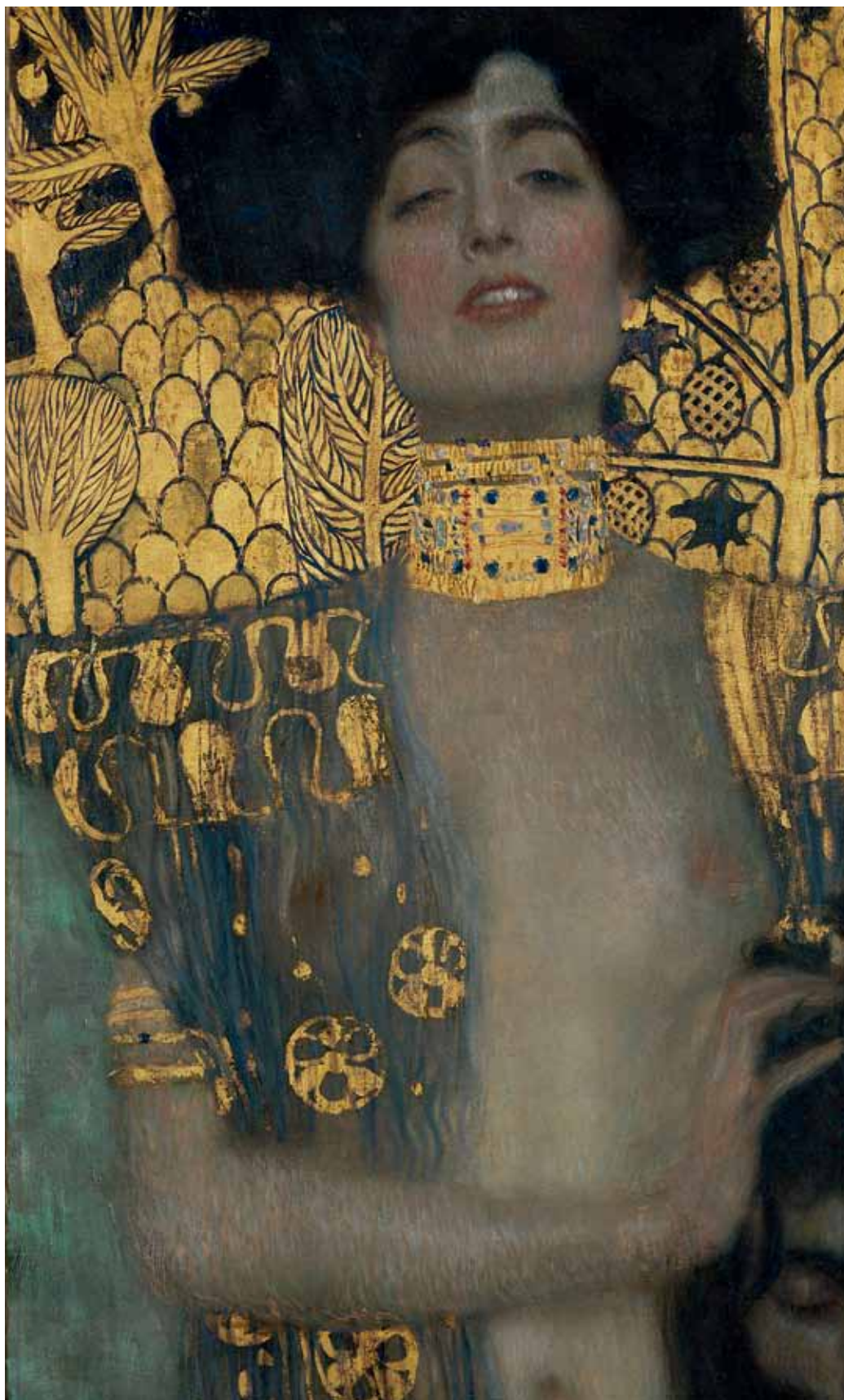
Die Fallhöhe war enorm: Jahrelang war Angelina Jolies üppiger Busen das Symbol für weibliche Erotik schlechthin – jetzt plötzlich waren Jolies Brüste toxisch, der Inbegriff von Brustkrebs. Wer immer künftig auf ihren Busen starrt, wird unweigerlich an den Tod denken und an zwei Prothesen.

Niemals hätte ein Mann mit einem blossen operativen Eingriff die gleiche Aufmerksamkeit erzielen können. Würde George Clooney sich vorsorglich die Prostata entfernen lassen, wäre die Nachricht nach ein paar Tagen vergessen. Ob im Alltag, in der Historie, im Film oder in der Literatur: Nichts am Menschen hatte je eine grössere Symbolkraft als der weibliche Busen. Für Männer waren die Rundungen stets Objekt grösster Leidenschaft – für Frauen eine Waffe, aber auch Vergnügen, Rätsel und nicht zuletzt eine Last.

Warum den Frauen überhaupt Brüste wachsen, ist bis heute unklar. Der Mensch ist der einzige Primat, bei dem sie immer da sind. Bei den Schimpansen zum Beispiel wachsen sie nur während der Schwangerschaft und zum Stillen. Um die Existenz weiblicher Brüste zu erklären, entstanden zahlreiche Theorien – nicht wenige davon klingen reichlich absurd: Mal hiess es, dass Frauen beim Laufen das Gleichgewicht verlieren würden, wenn ihr Busen nicht eine gewisse Grösse hätte. Oder dass Brüste prall und rund seien, um die Milch für die Säuglinge besser warm zu halten.

## Wofür gibt es überhaupt Brüste?

Für den britischen Zoologen Desmond Morris waren Brüste entwicklungsgeschichtlich «eine notwendige Nachahmung der Hinterbacken». Als der Mensch noch auf vier Beinen unterwegs gewesen sei, hätten sich unsere Vorfahren bei der Auswahl ihrer Sexualpartner am Hinterteil der Gespielinnen orientiert. Mit dem Erlernen des aufrechten Ganges habe die Frau während



*Waffe, Vergnügen, Rätsel und Last: «Judith» von Gustav Klimt, 1901.*

der Evolution im Brustbereich noch einmal zwei sinnliche Rundungen entwickelt – quasi als Ersatzhintern –, um sexuell auf sich aufmerksam zu machen und so das Überleben ihrer Art zu sichern.

Tatsächlich fehlt bis heute eine schlüssige Theorie für die Existenz der geheimnisvollen Erhebungen. Für die meisten Wissenschaftler sind Brüste bloss eine freundliche und lebenswerte Zugabe der Natur. Schön anzusehen, aber bis auf ihre nährnde und ästhetische Funktion ohne eigentlichen Wert.

Vielleicht ist es gerade dieses Rätselhafte, das dem weiblichen Busen eine derart grosse Symbolkraft zukommen liess. Für die amerikanische Kulturwissenschaftlerin Marilyn Yalom sind Brüste eine Art «öffentliche Plakatwand», auf der die wichtigsten kulturellen, religiösen, modischen und politischen Strömungen ihre Zeichen hinterlassen. Nie in der Geschichte gehörten Brüste der Frau allein, schreibt Yalom in ihrem Buch «Eine Geschichte der Brust». Sie gehören der männlichen Lust oder dem hungrigen Säugling, der Kirche, die stets über ihre moralzersetzende Wirkung und das korrekte Mass ihrer Enthüllung wachte, den Modemachern oder den Medien – und den Politikern, die Frauen auf ihre Mutterbrust reduzieren wollten oder sie im Gegenteil von der «Last ihrer Brüste» befreien wollten. Für Yalom waren Brüste immer eine Projektionsfläche dafür, «welchen gesellschaftlichen Konventionen und Schönheitsidealen sich Frauen gerade wieder einmal unterwerfen sollten».

Einen aktuellen und lesenswerten Überblick über die Geschichte des Busens liefert ein neues Buch mit dem schlichten Titel «Brüste». Die Autorin Paula Lambert beklagt sich darin schon auf den ersten Seiten über ihre männlichen Forscherkollegen, welche die weibliche Brust jahrhundertlang auf ihren ästhetischen Reiz reduzierten. «Man schätzt, dass es mindestens zwanzigmal so viele Studien darüber gibt, welche Brustgrösse Männer bevorzugen, wie solche zur Zusammensetzung der Milch und wie sie überhaupt gebildet wird», schreibt Lambert. Immer wieder hätten die Männer Brüste bloss gemessen und klassifiziert. Von der «knabenhaften Oleanderbrust, der festen Granatapfelbrust und der Orangenbrust» war im 16. Jahrhundert die Rede, und auch später liess sich der italienische Soziologe Piero Lorenzoni von Marktbesuchen inspirieren und unterschied zwischen Kirschen-, Grapefruit-, Apfel-, Birnen-, Zitronen-, Melonen-, Ananas-, Wassermelonen- oder Auberginenbrust.

Doch Lambert zeigt auch Verständnis für ihre männlichen Kollegen. Amerikanische Neurowissenschaftler sollen herausgefunden haben, dass der Blick auf Brüste in Männerhirnen unmittelbar das Belohnungszentrum aktiviert. Gemäss einer neuseeländischen Studie dauert es zwei Millisekunden, bis der Durchschnittsmann beim Blick auf Ganzkör-

perfotos von Frauen deren Brüste anschaut. In vielen Fällen sollen die männlichen Probanden zwei Minuten später noch immer draufgestarrt und sich hinterher oft nicht einmal an die Haarfarbe der Damen erinnern haben.

Laut einer Umfrage des *Playboy* bevorzugten über die Hälfte der Männer bei Frauen eine Orangenbrust, also Körbchengrösse C. Wobei andere neurologische Experimente ergaben, dass Männer beim Betrachten von Brüsten keinen Unterschied machen. Egal ob gross oder klein, sie schauten bei allen Versuchsanlagen prinzipiell gern hin.

### Niederlage in der Schlacht

Die weibliche Kraft, Leben zu schenken und es mit Hilfe der Brüste zu erhalten, hat in unterschiedlichen Stadien der kulturellen Entwicklung die Menschheit inspiriert. Schon die ältesten bekannten Brüste – die der «Venus von Willendorf», einer elf Zentimeter hohen Kalksteinstatue, die 1908 in Niederösterreich gefunden wurde und rund 27 000 Jahre alt ist – gehören einer wohlgerundeten Frau, die Forscher als Darstellung einer frühen Gottheit interpretieren. Laut der ägyptischen Mythologie nährte die Göttin Isis mit dem Nektar aus ihren Brüsten die Könige und verlieh ihnen damit göttliche Autorität. Ein weiterer hartnäckiger Mythos weiblicher Macht sind die Amazonen, die 1300 vor Christus in Kleinasien ein Matriarchat geführt haben sollen – und sich der Legende nach die rechte Brust entfernen liessen, damit sie die Pfeile im Bogen besser spannen konnten.

In ihrem Buch erzählt Lambert zahlreiche weitere historische Anekdoten, welche die grosse Faszinationskraft und die unzähligen Deutungen des weiblichen Busens in verschiedenen Epochen zeigen. Eine Chronik aus dem Mittelalter zum Beispiel führte die unerwartete Niederlage der Franzosen in der Schlacht von Crécy gegen die Engländer im Jahr 1346 auf die schamlos tiefen Décolletés der Französischen im Gefolge der Ritter zurück, welche die eigenen Männer abgelenkt und das Kriegsglück gewendet hätten. Auch die Kirchenherren zeigten sich regelmässig empört, wenn Frauen zu viel zeigten. Brüste waren für sie eine unwillkommene Ablenkung: vom Gebet, vom Glaubensdienst und vom Respekt vor dem Schöpfer. Martin Luther schimpfte auf die «nit bedeckten milchsäck» der «Weiber» und mahnte zu mehr Zucht und Anstand. Das Konzil von Trient im 16. Jahrhundert gab ausdrücklich vor, dass religiöse Bilder künftig ohne «verführbare Reize» auskommen sollten. Man befürchtete, dass die vielen barbusigen Evas und Marias auf den Gemälden nicht immer nur der religiösen Erbauung dienten.

Bei den mächtigen Frauen der Weltgeschichte spielten Brüste allerdings kaum eine Rolle. Elisabeth I., die 1558 den englischen Thron bestieg, pflegte ein androgynes Image. Meist

war ihr Körper unter kostbaren Gewändern verborgen, die den Busen verbargen und flach drückten. Dieses weibliche Bild von Herrscherinnen – schlank, Wespentaille, in Korsetts gedrängte Apfelbusen – blieb über die Jahrhunderte und die verschiedenen Länder hinweg bestehen: von der Französin Marie Antoinette (1755 bis 1793) über die britische Queen Victo-



Verkaufsargument: Jane Russel, 1943.



«Öffentliche Plakatwand»: Femen-Protest.

ria (1819 bis 1901) bis zu Elisabeth von Österreich-Ungarn, besser bekannt als Sissi (1837 bis 1898). Eine Ausnahme bildet die französische Nationalheldin Marianne, die sich im Juli 1830 am Volksaufstand gegen König Karl X. beteiligte und auf Eugène Delacroix' berühmtem Gemälde «Die Freiheit führt das Volk» – die französische Fahne in der rechten, das Bajonett in der linken Hand – einen Blick auf ihre makellosen Brüste preisgibt. «Eine sehr französische Lösung, die Idee der Freiheit durch eine barbusige Schönheit darzustellen», schreibt Paula Lambert.

Oft bedeuteten Brüste für die Frauen auch Qual. Um dem jahrhundertlang geltenden Schönheitsideal eines kleinen Busens zu genügen, quetschten sie sich in enge Korsetts, die zu schweren inneren Verletzungen führen konnten sowie zu Atemnot, Fehlgeburten, Rippenbrüchen oder verkümmerten Brustwarzen.

## Das Angelina-Phänomen

Angelina Jolies drastischer Entscheid, das Brustgewebe präventiv zu entfernen, ist ebenso erschreckend wie ermutigend. Von Beatrice Schlag



«Ziemlich barbarisch»: Filmstar Jolie.

Ein Thema wie Brustkrebs auf den Titelseiten von Zeitungen und Magazinen ist Gift für die Auflage. Bei Angelina Jolie war es anders. Sie ist die Schauspielerin, die viele für die erotischste der Welt halten. Frauen und Männer träumen von ihren Augen und Lippen, von der feingliedrigen Gestalt mit dem überraschend grossen Busen, der schmalen Taille und den langen, grazilen Beinen. Sie hat diesen Körper in ihren Filmen und auf dem roten Teppich gern zur Schau gestellt.

Es ist kein Zufall, dass sie mit Vorliebe Comic-Figuren und andere unwahrscheinliche Action-Heldinnen spielt. In Dramen wie «A Mighty Heart» und «Changeling» war sie grossartig und irritierte trotzdem. Ihre Schönheit und ihre Berühmtheit sind zu präsent. Keine noch so fesselnde Handlung und Darstellung kann vergessen machen, wer sie ist. Die Frau auf der Leinwand bleibt Angelina Jolie, der Brand. Seit acht Jahren an der Seite von Brad Pitt, mit dem sie drei adoptierte und drei leibliche Kinder hat, mit denen die Eltern scheinbar mühelos von einem Kontinent zum anderen ziehen. Die Liebesgeschichte zwischen Angelina und Brad und ihre angeblich bevorstehenden Trennungen garantieren seit Jahren hohe

Auflagen, nicht nur in der Regenbogenpresse. In ihrem Uno-Engagement ist Angelina Jolie unermüdlich. Aber, seien wir ehrlich: Das ist nicht, was an ihr vorrangig begeistert. George Clooney engagiert sich seit Jahren für Menschenrechte im Sudan. Obwohl er mehrfach in Darfur war, hat man nie Bilder gesehen, die ihn dort zeigen.

### Die Frau, die alles richtig macht

Einen solchen Einsatz nimmt man eher ernst als weibliche Stars mit farbigen Kindern auf den Armen. Vielleicht hat man zu viele gesehen – Madonna, Meg Ryan und immer wieder Angelina Jolie. Vielleicht nimmt man Jolie ihr perfektes Aussehen und ihr Engagement irgendwie übel. Man kann nicht mithalten. Man spendet an Weihnachten ein bisschen für Médecins sans Frontières. Aber man würde nach drei Stunden vor dem Spiegel nie halb so gut aussehen wie Angelina im Kongo.

Dass sie ihre Brüste aus Angst vor Brustkrebs ausräumen liess, war ein Schock. Er beschäftigte alle Frauen, mit denen ich redete, seit die Meldung kam. Die Vorstellung, dass die Frau, die alles hat und alles richtig macht, mit leeren Brusthaut-Säcken im Krankenhaus lag und den Anblick ertrug, verfolgt einen. Ebenso der Gedanke, dass sie das der Welt mitteilen wollte.

Doch bald galoppieren Vorstellungen und Ängste durcheinander. Warum tut sie das? Sie hat keinen Krebs. Ihre Brüste werden nach dem Eingriff weitgehend empfindungslos sein. Ist es das, was die Medizin anzubieten hat? Verstümmelt werden, um nicht früh zu sterben? Viele Leserinnen hatten keine Ahnung, dass präventive Mastektomie überhaupt existiert und keineswegs neu ist. Und dass Angelina Jolie bei weitem nicht die Erste ist, die sich outet. Sie ist nur die Erste, die Angelina Jolie heisst.

Inzwischen sind zehn Tage vergangen. Frauen haben gierig Zeitungen gelesen und erfahren, dass Angelina Jolie ein Sonderfall ist. Ihr defektes Gen BRCA1, das die Wahrscheinlichkeit, an Brust- und Eierstockkrebs zu erkranken, drastisch erhöht, ist selten. Das schrieb sie sehr deutlich in ihrem Bericht in der *New York Times*. Das defekte Gen verursacht nur fünf bis zehn Prozent aller Brustkrebs-Erkrankungen und zehn bis fünfzehn Prozent aller Krebserkrankungen der Eierstöcke. Letztere sind viel schwerwiegender, weil es keine zuverlässigen Tests gibt. Wenn bei Eierstock-Tests im Screening Krebs entdeckt wird, ist es für eine Behandlung meist zu spät.

### Mutter starb mit 56 Jahren

Angelina Jolies Mutter starb mit 56 an Eierstockkrebs. Brustkrebs hatte sie auch. Wenn Angelina Jolie mitgeteilt hätte, ihre Eierstöcke seien vorsorglich entfernt worden, hätte es wenig Aufsehen gegeben. Eierstöcke sind nicht Brüste, sie sind irgendwo da unten drinnen, man sieht sie nie, und sie sind nicht sexy. Weder für Frauen noch für Männer. Dass die Bekämpfung von Eierstockkrebs viel aussichtsloser ist als die von Brustkrebs, hat man schon gelesen. Aber nicht wirklich ernst genommen. Eierstöcke werden frühestens mit vierzig entfernt. Dann hat man Kinder, wenn man sie wollte. Die Menopause setzt früher ein. Nicht angenehm, aber was entfernt wurde, sieht niemand. Die Frau bleibt unverändert attraktiv.

Angelina Jolie wird noch vor der Entfernung ihrer Eierstöcke unverändert attraktiv bleiben. Ihre Brustnarben, die sie schon jetzt als klein bezeichnet, werden in einem Jahr kaum mehr zu sehen sein. Sie wird wieder mit tiefem Décolleté über den roten Teppich gehen und grossartig aussehen. Denn sie wird Frauen zeigen wollen, dass sie nichts an Weiblichkeit einbüsst, auch wenn ihre Brüste gefühllos sind.

In den USA ist präventive beidseitige Mastektomie, anders als in der Schweiz, kein Ausnahmefall. Sie wird oft verlangt, auch wenn Frauen keinen Gen-Defekt haben wie Angelina Jolie, der die Schauspielerin als hoch gefährdet auswies. Eine einseitige Mastektomie wegen eines Tumors bestärkt Patientinnen in



der irrationalen Angst, dass bald auch die andere Brust befallen werde, was sehr selten ist. Ausserdem ist ihnen die Vorstellung unerträglich, eine gesunde und eine implantierte Brust zu haben. «Ich kann Angelina Jolie gut verstehen, sie ist ein Sonderfall», sagt die amerikanische Brust-Chirurgin Susan Love. «Aber wir haben wirklich gute Präventionen anzubieten. Körperteile ohne Befund zu entfernen, ist ziemlich barbarisch.»

### Beeindruckende Offenheit

Angelina Jolies offener und sehr kluger Bericht über ihre Entscheidung, ihre beiden noch gesunden Brüste durch Implantate ersetzen zu lassen, hat weibliche Vorstellungen über den Umgang mit Brustkrebs durcheinandergewirbelt. Nur wer die Krankheit in der Familie hat, war vermutlich wachsam, lange bevor Angelina Jolie entschied, ihre Karriere als Sex-Symbol zugunsten ihrer Familie zu riskieren. Wobei sie vermutlich wenig riskiert.

Pamela Anderson, schauspielerisch sehr viel weniger talentiert, aber als Sex-Symbol jahrelang ähnlich berühmt wie Angelina Jolie, hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass ihr Busen mit Silikon aufge-

### Meine Freundin wettet, dass Jolie mit Implantaten in Hollywood weg ist vom Fenster.

polstert ist. Es hat ihre Attraktivität nicht geschmälert. Meine Freundin wettet, dass Angelina Jolie mit Implantaten in Hollywood weg ist vom Fenster, weil ihre Brust nicht aus ästhetische Gründen operiert wurde und ihr Anblick immer an Krebs erinnern wird. Sie sagt, davon wollten Männer nichts wissen, auch wenn der neue Busen genauso schön ist wie der alte. Ich wette dagegen, dass es Männer nicht interessiert, wie viel echtes oder falsches Brustgewebe wogt, wenn Angelina Jolie demnächst auf der Leinwand wieder von einem Zug oder einer Brücke springt.

Alle Frauen haben Angst vor Brustkrebs. Angelina Jolie gab etwas Radikales vor, was keine Frau nachahmen wird, nur weil Jolie ein Star ist. Da sind unsere Schweizer Chefärzte, wie in allen Zeitungen nachzulesen ist, viel zu besorgt. Angelina Jolies Offenheit ist beeindruckend. Aber deswegen lässt sich keine Frau leichtfertig die Brüste aushöhlen. Was Frauen ihr verdanken, und das ist nicht wenig, ist der Mut, von ihren Ärzten zu verlangen, was sie selten einplanen: viel Zeit und das Angebot von mehr als nur einer Option.

Üppige Brüste waren damals allein Ammen und Bäuerinnen, Dienstmädchen und Fliessbandarbeiterinnen vorbehalten; sie wurden gleichgesetzt mit mangelnder Sittlichkeit und Moral. Zu Zeiten der Inquisition führte man angebliche Hexen oder Ehebrecherinnen mit einer glühenden Kralle an den Brüsten zum Scheiterhaufen. Während Kriegen wurden Brüste abgeschnitten oder Brustwarzen herausgerissen. In Somalia peitschten Islamisten erst letztes Jahr die Brüste von Frauen aus, die es gewagt hatten, einen BH zu tragen. Für Lambert ging es dabei stets um «den Genuss», den die (männliche) Obrigkeit bei der «ultimativen Demütigung» empfand. «Wer die Macht über die Weiblichkeit und damit über die Fähigkeit zur Fortpflanzung und das Überleben des Feindes hat, der hat die totale Macht.»

### «Aufgespitzte Höhen dieser Hügel»

Dank der Kunst konnte der Busen seinen Status als Schönheitssymbol festigen. Unzählige Maler versuchten sich an den weiblichen Brüsten. Von Gustave Courbet über Edvard Munch und Gustav Klimt bis zu Pablo Picasso oder Roy Lichtenstein – sie alle waren fasziniert von den Rundungen. Eine regelrechte Obsession entwickelten gewisse Schriftsteller. Der Anblick eines wohlgeformten Busens liess sie nach Worten ringen; nicht wenige stiessen dabei an die Grenzen ihrer Sprachgewalt. Mal waren Brüste für sie «aufgespitzte Höhen dieser Hügel» (Goethe), dann wieder schlichte «Fünfpfundbrote» (Casanova). Es gab Dichter wie Hermann Hesse, die sich des Themas bewusst enthielten («Ich werde wahnsinnig, wenn ich einen weiblichen Busen sehe»), andere wie Heinrich Heine widmeten ihnen Verse («An deinen Busen sink ich hin, / Und glaube, dass ich selig bin»), und einer wie Philip Roth sogar ein ganzes Buch («Die Brust»). Darin verwandelt sich der Ich-Erzähler in eine Brust und leidet daraufhin an schweren physischen wie psychischen Problemen, die nur durch das Streicheln seiner Brustwarze gelindert werden können.

Den endgültigen Durchbruch als kommerzielles Verkaufsargument feierte der Busen mit dem Aufkommen des Kinos – nichts lockte mehr Zuschauer in die Lichtspiele der damaligen Rummelplätze. Das erste Kinoplakat, das mit weiblichen Brüsten wirbt, stammt aus dem Jahr 1898 («The Royal Biograph»). Im Stummfilm «Inspiration» von 1915 trat mit Audrey Munson zum ersten Mal eine Frau hüllenlos auf. Später zogen die sogenannten «Triebfilme» mit Titeln wie «Der Schrei nach dem Weibe», «Hyänen der Lust» oder «Peitschende Sinne» die Männer in Scharen an. Während des Zweiten Weltkrieges feierten die Pin-ups Erfolge: Kaum ein Spind eines US-Soldaten war nicht mit einem aufreizenden Foto von Jane Russell geschmückt. Die damals 22-jährige Zahnarzthelferin lieferte mit ihrer spektakulären Oberweite die Grundlage für

den Erfolg zahlreicher späterer «Busenwunder» wie Marilyn Monroe, Sophia Loren, Bo Derek, Samantha Fox oder Pamela Anderson («Mein Busen hatte eine fabelhafte Karriere – ich bin einfach immer nur mitgetrottet»).

### Der Busen der Kanzlerin

Heute taugen entblösste Brüste nur noch selten zum Skandal. Seit 1970, als die britische *Sun* zum ersten Mal ein *Page Three girl* zeigte, gehören hüllenlose Frauen zu den Institutionen in der Medienbranche – mit Ablegern bis in die Schweiz, wo der *Blick* heute noch täglich auf der Titelseite eine entkleidete Frau zeigt. Ihre politische Sprengkraft haben Brüste aber nicht verloren. Die ukrainischen Frauenrechtlerinnen, die Femen, demonstrieren seit 2008 regelmässig mit freiem Oberkörper gegen Bordelle, Internet-Pornografie, Abtreibungsverbote oder islamistischen Fundamentalismus. «Wir entziehen den Männern so die Kontrolle über unsere Nacktheit», sagte die Femen-Aktivistin Hanna Huzol in einem Interview. Zweifelhaft bleibt, ob die Angegriffenen beim Anblick nackter Brüste überhaupt noch für politische Botschaften empfänglich sind.

Wie gross die Aussagekraft eines Busens im 21. Jahrhundert sein kann, musste die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel erfahren, als sie 2008 zur Eröffnung der Osloer Oper ein *Décolleté* trug, das hinsichtlich ihrer Weiblichkeit keine Fragen offenliess. Beinahe jede Zeitung brachte das Foto auf Seite eins. Von Merkels «Weapons of Mass Distraction» («Massenablenkungswaffen») schwärmte die *Daily Mail*. Türkische Zeitungen zeigten sich «verblüfft», französische «fasziniert». Eine italienische fragte: «Warum erst jetzt?» Nachdem Merkels Brüste tagelang in allen Medien zu bewundern gewesen waren, sickerte der Spitzname durch, den sich ihre Parteifreunde für die Kanzlerin ausgedacht hatten: «Mutti».

Für die Autorin Paula Lambert war die Diskussion über «Angelas <Angelas>» ein Lehrstück über den Politbetrieb und die Frage, wie viel Frau er zulässt. «Viel spricht dafür, dass Merkel in der Wahrnehmung ihrer Parteifreunde eher als eine Art Neutrum angesehen wurde», schreibt Lambert. «Und nun das. Die Bundeskanzlerin. Hat. Brüste.» Wie «Piranhas aufs Kotelett» hätten sich die durchweg männlichen Kommentatoren auf ihren Busen gestürzt. «Eine Frau als Regierungschefin, das ging so lange gut, wie sie nicht als Frau kenntlich war», bilanziert die Autorin zugespitzt.

Ob Angelina Jolie oder Angela Merkel, ob aufreizend entblösst, operativ ersetzt oder züchtig versteckt: Die Faszinationskraft weiblicher Brüste ist ungebrochen. Es ist diese Mischung aus Schönheit und Rätselhaftigkeit, die Spannbreite zwischen Sexobjekt und Unterdrückungssymbol, zwischen Lebensspender und Krebsträger, was die Geschichte dieses Zwillingsspaars so einzigartig macht. ○

# Feindlicher Big Mac

Einst war das Zürcher Schauspielhaus eine Bastion der Meinungsfreiheit im faschistischen Europa. Heute sammelt es Unterschriften gegen McDonald's und kämpft gegen die angeblich skrupellosen Reichen. Von Rico Bandle



«Erzwungene Nähe»: Theaterdirektorin Barbara Frey, Hausautor Lukas Bärfuss.

Was ist bloss mit dem Schauspielhaus los? Auf einer ganzen Seite in der aktuellen Programmzeitung rechtfertigt Direktorin Barbara Frey ihren Kampf gegen den geplanten Einzug einer McDonald's-Filiale unmittelbar neben dem Theater. Und sie wehrt sich vehement gegen die «angestrengt wirkenden Polemiken», die dieser Kampf hervorgerufen habe. Zwar waren die meisten Reaktionen auf die Unterschriftensammlung eher glossenhaft-heiter verfasst, trotzdem stellt Frey bei ihren Kritikern eine «Mischung aus moralischem Resentiment gegen die «Hochkultur» und einer diffusen Sympathie für einen weltweit agierenden Fastfood-Giganten» fest.

McDonald's ist ein klassisches Feindbild von Linken und Globalisierungsgegnern. Im Zuge der 1980er Unruhen zertrümmerten in Zürich Aktivisten eine Filiale am Stauffacher. Damals wie heute schwingt unterschwellig der Anti-amerikanismus mit. Würde statt McDonald's ein Kebab-Stand installiert, wäre Frey wohl kaum von dem «schwer artikulierbaren Gefühl» erfasst worden, dass «die erzwungene Nähe von individuellem kulturellem Erlebnis und schnellem Massenkonsum» nicht passe.

Im historischen Kontext erscheint die Unterschriftensammlung des Theaters gegen die Fastfood-Filiale geradezu skurril. Noch heute zehrt das Schauspielhaus von seinem Ruf als

Emigrantenbühne, die von Nazideutschland verfolgten Künstlern Exil gewährte. Das Theater verteidigte die geflüchteten Künstler gegen den Widerstand der Politik und die Skepsis der Bevölkerung. Mit viel Engagement wurde um jeden Zuschauer gekämpft. Heute kämpft das Theater wieder: gegen Hamburger. Und gegen alle, die diesen Kampf lächerlich finden.

## Falsche Zahlen im Programmheft

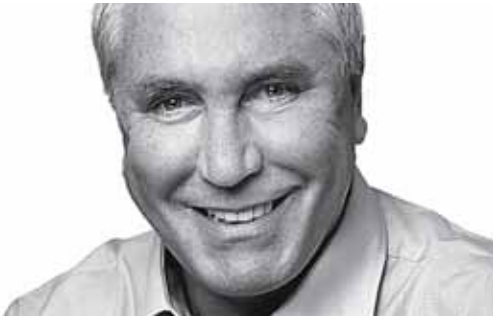
Derselben Geisteshaltung wie das eigenartige Engagement gegen McDonald's entspringt das Schauspielhaus-Projekt «Arm und Reich», das zurzeit im Schiffbau gezeigt wird. Dass das Theater ein aktuelles gesellschaftspolitisches Thema aufnimmt, dagegen ist nichts einzuwenden, erstaunlich ist aber der Populismus, der unter der intellektuellen Verpackung zum Vorschein kommt. Im Programmheft wird gar mit falschen Zahlen argumentiert. «Zwar ist die Schweiz eines der reichsten Länder, doch gleichzeitig ist der Wohlstand nirgendwo ungleicher verteilt: Das reichste Prozent besitzt mehr als die restlichen 99.» Richtig ist: Das reichste Prozent der Bevölkerung verfügt gemäss dem «Verteilungsbericht 2012» des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes über 39 Prozent des Vermögens. Das kann man zwar noch immer als (zu) viel empfinden, ist aber

weit entfernt von der Behauptung des Schauspielhauses. Auch wird von einer «wachsenden sozialen Ungleichheit» gesprochen, dabei ist der Anteil der Reichsten am gesamten Vermögen seit 1913 stabil, in den letzten Jahren ist er gar etwas gesunken. «Mit der Krise hat sich die Vermögensungleichheit in der Schweiz leicht entschärft», schreibt sogar der Gewerkschaftsbund.

Im Rahmen des «Arm und Reich»-Projekts präsentiert das Schauspielhaus drei neue Kurzstücke. Hausautor Lukas Bärfuss und Barbara Frey (Regie) zeichnen dabei das Bild eines seelenlosen Kapitalisten, wie es ein kommunistisches Propagandaministerium nicht besser gekonnt hätte: Der Grosskapitalist ist eine Art Sektenguru, der das gemeine Volk dazu verführt, ihm alle seine Habseligkeiten abzugeben, bis es nackt dasteht. Hot Berry, so der amerikanisch klingende Name des Mannes, bezahlt natürlich keine Steuern, er anerkennt den Staat nicht. Das Stück ist als Interview aufgebaut, eine gefürchtete Journalistin befragt Hot Berry. Nur: Sie ist selbst ein Opfer der Profitgier. Ihre Zeitung ist eben samt Mobiliar an koreanische Investoren verschachert worden: «Hier steht eine Erschöpfte, eine, die man durch die Schützengräben des Kapitalismus hetzte.» Auch sie überlässt Hot Berry am Schluss ihre letzte Bluse.

Dass man das Thema auch abseits des simplen Gut/Böse-Schemas angehen kann, beweist das Stück des in Zürich wohnhaften russischen Autors Michail Schischkin – der einzige Lichtblick an dem bedenklich schwachen Theaterabend. Schischkin lässt einen armen und einen reichen Russen aufeinandertreffen. In seinem klugen und anrührenden Text zeigt sich die ambivalente Gefühlslage eines normalen Mannes gegenüber einem Neureichen, die ständig zwischen Abscheu und Bewunderung, Neid und Ehrfurcht pendelt. Schischkin bildet das diffuse Gefühl vieler Menschen ab, Reichtum könne mit Rechtschaffenheit unmöglich einhergehen, was auch den Nährboden für Volksbegehren wie die 1:12-Initiative abgibt – oder für Klischeefiguren wie Bärfuss' Fantasiekapitalisten Hot Berry.

Selbst die eigene Klientel scheint sich an den klassenkämpferischen Tönen im Schauspielhaus zu stören: Die «Arm und Reich»-Vorstellung vom letzten Donnerstag blieb halb leer, der Applaus war kurz und unmotiviert. Man wartet auf bessere Zeiten an der bedeutendsten Sprechbühne der Schweiz. ○



Hochadel

## Glanz des Bürgertums

Vor kurzem schrieb Alexander von Schönburg in der *Weltwoche*: «Die Zeit der Könige ist vorüber». Mit Verlaub, der deutsche Adelige irrt. Entgegnung eines Schweizer Bürgers. Von *Helmut-Maria Glogger*

Um das Eichmass, also den Zustand der Monarchien in Europa, zu beurteilen, gebieten es Geschichte, Geografie, Frauenplus Altersquote, den adeligen Goldstandard, also Queen Elizabeth II, 87, *nicht* zum adeligen Endzeitmodell zu kürten.

Der deutsche *Bild*-Journalist Alexander Graf von Schönburg-Glauchau, 43, ortet eine grassierende «Verbürgerlichung beziehungsweise Proletarisierung» in Monarchien – durch angeheiratete bürgerliche «Fräuleins». Und kommt zu seinem Schluss: «Wenn Königin Elisabeth II. geht, ist das monarchische Zeitalter wohl vorbei.»

Gemach, gemacht, Gevatter Schönburg aus Südwestsachsen! Wir wollen doch Gründe für die Verbürgerlichung des Hochadels nennen. Da Debile, Deppen, geistig wie körperlich schwerst angeschlagene Inzestkönige den aufgeklärten Untertanen heute kaum mehr zu vermitteln wären. Zumal Epilepsie oder die «Krankheit der Könige», Syphilis, nicht mehr systemimmanent vermittelbar sind.

Gesunden royalen Nachwuchs bekamen die Herrscher und herrschenden Stände meist von irischen Prostituierten, französischen Kokotten, am liebsten aber von Freundinnen der Ehefrau. Und weder Camilla, die Angetraute von Thronfolger Charles, noch Sarah, Herzogin von York, leugnen ihre Abstammung von Geliebten oder unehelich gezeugten Königssöhnen.

Ohne bürgerliche Blutauffrischung wären viele Monarchen heute in geschlossenen Anstalten für Imbezile, Debile, Inzest-Schwachsinnige, Syphilitiker oder zumindest in Epilepsiezentren.

Da hätten wir die geheime Erbkrankheit vieler Monarchien, die Hämophilie, bei der die Blutgerinnung gestört ist. Bluter können an kleinsten Wunden verbluten. Eine weitere Heimtücke dieser Krankheit: Sie wird von Frauen vererbt, tritt aber nur bei deren Söhnen auf. Königin Victoria von England (1819–1901) war Überträgerin der Hämophilie. Ihr Sohn Leopold starb mit dreizehn als Bluter, drei ihrer fünf Töchter waren Überträgerinnen der Krankheit.

Durch die Sitte, Cousins mit Cousinen zu verheiraten, breitete sich die Bluterkrankheit in den Königsfamilien Englands, Spaniens, Deutschlands und Russlands aus. So war der Sohn des letzten russischen Zaren betroffen wie auch Alfonso von Spanien, der ebenfalls

mit 31 starb. Kronprinz wurde sein Bruder Juan de Borbón y Battenberg, der Vater des heutigen Königs Juan Carlos.

Dann hätten wir die Auffrischung inzestuösen Blutes durch frisches Bürgerinnenblut: So ist es heute kein Geheimnis mehr, dass Queen Mum, die Mutter von Königin Elisabeth II., zwar die neunte Tochter von Lord Glamis war – aber wohl nicht die neunte seiner Schwangerschaften-müden Frau. Vielmehr dürfte sie das uneheliche Kind ihres Vaters mit einer jungen Magd aus Wales gewesen sein.



*Bürgerliche Mette-Marit, Kronprinz Haakon.*

So kam das gesunde Blut in die königliche Familie. Was auch das biblische Alter von Queen Mum erklärt: Wäre sie die Tochter einer labilen, von Schwangerschaften aufgezehrten Hochadeligen gewesen – sie wäre kaum 103 Jahre alt geworden.

Selbst Elisabeth II. soll nicht auf konventionelle Weise gezeugt worden sein! Bei der kerngesunden Queen Mum dauerte es sieben Jahre (!), bis sie schwanger wurde. Ihr Mann, der spätere König Georg VI., war von Inzest-Gen-Defekten seiner Vorfahren gezeichnet: Er war gebrechlich, lungenschwach, zog sein rechtes Bein nach und stotterte. Wie Colin Firth dies im

Film «The King's Speech» brillant spielte. Ausserdem hatte Georg VI. als Marinekadett Mumps. Mumps kann im Mannesalter zu Unfruchtbarkeit führen. Die Lösung hätte künstliche Befruchtung sein können.

Ohne ihre zahlenden Untertanen und deren frische Töchter wären die Monarchien gar nicht lebensfähig.

### Segen für alle Monarchien

Hätte etwa der spanische Thronfolger nicht die geschiedene, bürgerliche TV-Ansagerin Letizia Ortiz geheiratet – wer weiss, ob er von einer standesgemässen Ehefrau nicht einen Bluter zum Sohn bekommen hätte. So hat er zwei gesunde Töchter.

Wäre Prinz Charles nicht die kerngesunde Diana Spencer ins Bett gezwungen worden – wären dann die Söhne William und Harry so gesund, so sportlich, so «normal»?

Kurz: Wer sorgt heute für den hochadeligen Charme? Es ist nicht König Willem-Alexander – es ist Máxima, seine aus Argentinien stammende «Königin der Herzen».

Und der nicht gerade mit Geist brillierende Kampfschwimmer Frederik von Dänemark hat mit der aus Tasmanien stammenden Mary Donaldson gleich eine Expertin für Marketing und Werbung gehehlicht.

Wer hat das gebrochene norwegische Herz nach dem Massaker auf der Ferieninsel Utøya wieder repariert? Es war die bürgerliche Kronprinzessin Mette-Marit, deren Stiefbruder unter den 76 Toten zu beklagen war.

Es sind Bürgerstöchter, die die Monarchien an der Macht halten – und Debile, Deppen, Schwachsinnige verhindern. Es sind bürgerliche Damen, die den Glanz, den Glamour und das Märchenhafte von Monarchien heute besser zelebrieren als die hochadeligen Damen, in denen so manche Erbkrankheit schlummern kann. Zumal genau diese Bürgerstöchter meist aus weltläufigen, gebildeten Familien stammen – und keine Aschenputtel sind.

Bürgerliche sind heute kein Fluch, sondern ein Segen für alle Monarchien.

**Helmut-Maria Glogger**, 59, ist Autor von «Das geheime Leben der Windsors» und «Diana. Eine Frau sucht ihr Leben» sowie Ghostwriter der Biografien von Udo Jürgens, Eliette von Karajan und Urs Althaus («Ich, der Neger»). Im Herbst erscheint sein neues Buch «King Edward VII. – der Bordellkönig».

# Das logische Wunder von Stockholm

Die Schweiz gehörte bis Mitte des letzten Jahrhunderts zu den Hockey-Grossmächten. Die grandiose Rückkehr an die Weltspitze ist kein Zufall.

Von Klaus Zaugg



*Mischung aus Mord und Ballett:* Schweizer Nationalteam vor dem WM-Final am letzten Sonntag.

Ein gallisches Dorf. Ja, das ist die treffendste Bezeichnung. Die Schweiz ist das gallische Dorf auf dem Planeten Eishockey. Sechzig Jahre lang, im Sport eine unfassbar lange Zeitspanne, haben sieben Völker die Welt unter sich aufgeteilt und regiert: die Russen, die Tschechen, die Slowaken, die Finnen, die Schweden, die Amerikaner und die Kanadier. Sie haben seit 1953 alle WM-Medaillen unter sich aufgeteilt.

1953 waren die Schweizer und die Deutschen die Letzten gewesen, die diese stabilste Hierarchie des Wertsportes geknackt hatten. Allerdings auch nur, weil bloss drei Mannschaften die WM in Zürich und Basel beendeten. Die Kanadier und die Amerikaner fehlten wegen sportpolitischer Querelen, und die CSSR reiste wegen des Todes ihres Staatspräsidenten Klement Gottwald frühzeitig heim. Die Schweiz kam hinter Schweden und Deutschland auf den dritten und letzten Platz. Bronze!

Es hat seither in vielen europäischen Ländern zahlreiche Versuche gegeben, besser zu werden. Die Schweiz, Deutschland, Polen, England, Österreich, Rumänien, Holland, Frankreich, Dänemark, Norwegen und die durch die Auflösung des Ostblockes entstandenen Staaten wie Lettland, Kasachstan, Ukraine oder Weissrussland gehörten oder gehören zur erweiterten Weltklasse. Aber es schien einfach in alle Ewigkeit unmöglich, an Medaillen heranzukommen.

## Die Erinnerungen sind nie verblasst

Weil so wenige Länder überhaupt eine Chance haben und der Titel jedes Jahr ausgespielt wird, hat die Eishockey-WM keine internationale Strahlkraft. Sie bleibt ein lokales Ereignis und findet, mit Ausnahme von ein paar Spitzenspielen, in halbleeren Arenen statt. Den historischen Viertelfinalsieg der Schweizer gegen Tschechien (2:1) sahen im Globen zu Stockholm

(Fassungsvermögen 12 500 Zuschauer) weniger als 3000 Fans. Aber durch schlaue Vermarktung hat die vom Schweizer René Fasel präsiidierte Internationale Eishockey-Föderation (IIHF) bei jeder WM garantierte Werbeeinnahmen von rund sechzehn Millionen Franken. Da muss einfach jedes Jahr gespielt werden.

Dass die Eishockey-WM ein Klassentreffen im familiären Rahmen bleibt, hat gute Gründe. Kanadas Nationaldichter Al Purdy hat Eishockey einmal als eine Mischung aus Mord und Ballett bezeichnet. Tatsächlich bietet nur Eishockey diese Kombination von Eleganz, Technik und Tempo einerseits und Härte, Disziplin, Kraft, Wucht und Einschüchterung andererseits. Die Regeln erlauben den brutalen Körperangriff. Die Gefahr ist nicht zu unterschätzen. Seit einem Sturz in die Bande während eines Spiels zwischen Olten und Langenthal im März ist der Verteidiger Ronny Keller an den Rollstuhl gefesselt. Weil die Koordination von Auge, Fuss und Hand und das Schlittschuhlaufen dazu so schwierig ist, gibt es viel weniger Buben, die sich für Eishockey eignen, als solche, die für Fussball oder Tennis begabt sind. Das Spiel erfordert eine aufwendige Infrastruktur (Kunsteisbahnen) und existiert deshalb in Südamerika, Afrika, Australien und weitesten Teilen Asiens gar nicht. Die Ausrüstung (Schoner, Schlittschuhe, Stöcke) ist teuer. Eishockey ist weitgehend ein Sport des weisen Mittelstands mit einer besonderen Leistungskultur geblieben: Der Kult der Härte gegen sich selbst (spielen auch mit Schmerzen), der Ehrenhaftigkeit und der Männlichkeit wird zelebriert wie in keiner anderen Sportart.

Die Schweiz gehörte aufgrund ihrer geografischen Lage (Natureis in den Höhenlagen) bis Anfang der 1950er Jahre zu den Hockey-Weltmächten und holte bis 1953 neun WM-Medaillen. Bibi Torriani, ein Stürmer des HC Davos, war der erste ganz grosse Star dieses Sports und wurde in den 1930er und 1940er Jahren verehrt wie ein Popstar. Die Erinnerungen an diese Belle Epoque sind bei uns nie verblasst. Der Traum, wieder einmal eine Medaille zu gewinnen, ist nie erloschen, und die Anstrengungen sind nie erlahmt.

Zuerst schien es, der Bau von Kunsteisbahnen im Unterland werde den Anschluss an die Weltspitze rasch wieder ermöglichen. Doch Ende der 1950er Jahre nahm die Schweiz wegen Chancenlosigkeit nicht einmal mehr an der WM teil. Als Übel galten nun die Aus-

länder, die den eigenen Talenten im Wege standen. Also wurden die ausländischen Spieler ab 1961 ein Jahrzehnt lang verboten. Die Schweiz fiel ins Bodenlose und wurde gar in die C-Klasse relegiert.

### René Fasel redet nicht nur

Eine leichte Erholung setzte zu Beginn der 1970er Jahre ein. Doch die Initialzündung, die schliesslich am letzten Wochenende zur ersten WM-Silbermedaille seit 1935 führen sollte, erfolgt am 6. Dezember 1986 im «Bären» zu Ostermundigen. René Fasel, Zahnarzt und ehemaliger Schiedsrichter, ist Verbandspräsident worden. Er ist erst 36 und hat den Kopf voller verrückter Ideen. Er macht einen Schweizer zum Nationaltrainer (Simon Schenk, der später für die SVP auch im Nationalrat sitzen wird) und hat die Sowjets zu einem Länderspiel nach Bern geholt. Wir verlieren 2:10. Vom Prager Hockey-Chronisten Bohumil Cervenka lässt er sich vor dem Bankett zu Ehren der Russen im «Bären» Ostermundigen ein paar Worte Russisch beibringen und gewinnt die Herzen der Gäste. Sie werden ihm zum Aufstieg in höchste Höhen verhelfen.

Heute ist Fasel als IIHF-Präsident und IOC-Mitglied einer der mächtigsten Sportfunktionäre der Welt. Vor allem aber wird Fasel an diesem 6. Dezember wegen der schmachvollen 2:10-Niederlage zornig. Als wäre er Rumpel-

stilzchen, ruft er aus, er werde nicht rasten und nicht ruhen, bis wir diese Russen schlagen und wieder WM-Medaillen holen. In seiner Entourage macht sich Sorge um seinen Geisteszustand breit. Aber die Worte sind in die Welt gesetzt. 2013 werden sie versilbert.

Denn René Fasel redet nicht nur. Er handelt. Er bringt ein neues, umfangreiches internationales Ausbildungsprogramm auf den Weg, das den Junioren Spiele gegen die besten Alterskollegen der Welt ermöglicht und ihnen die Angst vor den grossen Tieren nimmt. Parallel

### Der Kult der Härte gegen sich selbst wird zelebriert wie in keiner anderen Sportart.

dazu entwickelt sich unsere höchste Spielklasse zu wirtschaftlicher und sportlicher Blüte und ist seit Ende der 1990er Jahre eine der besten Meisterschaften ausserhalb Nordamerikas. Jetzt wird die Schweiz zum gallischen Dorf des globalen Eishockeys. Eishockey wird im kleinen Sportmarkt Schweiz zur massgebenden Kraft. Die grossen Städte wie Bern, Genf und Zürich sind starke Standorte, die übrigen Klubs auf der Hockey-Landkarte gut in allen Landesteilen vertreten. Schweizer Klubs werden international konkurrenzfähig. Die ZSC Lions gewinnen die Champions

League und besiegen eine Mannschaft aus der National Hockey League (NHL) – nämlich Chicago –, der HC Davos holt 2000 erstmals seit 1958 wieder den Spengler-Cup.

In die Führung der Nationalmannschaft kommt Kontinuität: Sean Simpson, ein Kanadier, der seit fast dreissig Jahren mehrheitlich in der Schweiz lebt und bald eingebürgert wird, ist erst der zweite Nationaltrainer seit 1998. Alle Versuche, die Anzahl der ausländischen Spieler ins Uferlose zu vermehren, werden abgeblockt. Nach wie vor sind in der Schweiz nur vier ausländische Spieler zugelassen, während sie in allen westlichen Hockeynationen praktisch uneingeschränkt spielen dürfen. Aber gleichzeitig suchen die jungen Schweizer die internationale Herausforderung.

Noch zu Beginn der 1990er Jahre war die nordamerikanische National Hockey League, die mit Abstand wichtigste und beste Liga der Welt, für Schweizer weiter entfernt als der Mond für eine in der Eidgenössischen Pulverfabrik Wimmis fabrizierte Rakete. Inzwischen spielen regelmässig sechs oder sieben Schweizer in der NHL und werden dort zu Dollarmillionären. Diese Kombination aus starkem, geschütztem heimischem Markt, gesundem Selbstvertrauen und internationaler Herausforderung hat dem Schweizer Eishockey die Rückkehr zur Weltgeltung beschert: Das WM-Silber von Stockholm ist ein logisches Wunder. ○



FM 93.6  
**RADIO10** DIE WELTWOCHEN

# ROGER G E G E N ROGER



## ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM KAUFLEUTEN AM PELIKANPLATZ IN ZÜRICH  
10. JUNI 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO10.CH](mailto:TICKETS@RADIO10.CH) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).



# Der Diamant, den niemand wollte

Europas Geldklubs jagen den fabelhaften Robert Lewandowski von Borussia Dortmund. Wie sich das Mauerblümchen zum Superstar wandelte. *Von Peter Hartmann*

«Nicht so schlimm. Ihr habt ja immer noch diesen Lewinsky.» Der spanische König Juan Carlos versuchte auf der Ehrentribüne des Bernabeu-Stadions seinen Sitznachbarn, den Dortmunder Klubmanager Hans-Joachim Watzke, über den Abgang des Wunderkindes Mario Götze zu Bayern München hinwegzutrusten. Ein abgründiger freudscher Versprecher des Monarchen und Alt-Playboys, dem der Name der Geliebten Bill Clintons über die Zunge rutschte. Klar meinte er Lewandowski, Robert Lewandowski. Den polnischen Stürmer, der im Halbfinal-Hinspiel mit seinen vier Volltreffern die «Königlichen» von Real Madrid quasi als Alleintäter aus der Champions League gefegt hatte.

Hatte er eine Beisshemmung, spürte er den Interessenkonflikt, als er bei der Hauptprobe am 4. Mai den Penalty gegen den Bayern-Torhüter Neuer seltsam befangen schoss, wie wenn sein Killerinstinkt ausgeschaltet gewesen wäre? Neuer tauchte in die richtige Ecke, klatschte den Ball weg. Das Bundesligaspiel Borussia Dortmund gegen den FC Bayern, der Aufgalopp zum Champions-League-Finale vom 25. Mai in London, ging 1:1 aus. Die Hierarchie stand ohnehin schon fest: Der FCB ist Meister, der BVB die Nummer zwei.

## Seine Wunschadresse, aber das kann er nicht so deutlich sagen vor dem Endspiel, ist München.

Offen ist noch die Rangfolge in Europa. Das Pikantere: Lewandowski wird spätestens nach dem Endspiel in London den Seitenwechsel bekanntgeben. Die Bayern kaufen sich, was ihnen gefährlich wird. Vor einem Jahr schoss Lewandowski drei Tore zum 5:2-Sieg Dortmunds im Pokalfinal gegen die Münchner. Der FC Bayern warb Spieler wie Gomez, Gustavo, Neuer, Mandzukic, Dante und Pizarro einfach gegen bar bei der Konkurrenz ab, wie früher schon Matthäus und Effenberg.

Die Klubbilanzen der Saison 2011/12 verraten den Unterschied der Kaufkraft: FC Bayern 368 Millionen Euro Jahresumsatz, 50 Millionen Gewinn; Borussia 189 Millionen und 34 Millionen Gewinn.

Lewandowski ist der Typ, der für jeden Schlag auf die Knochen auch einen austellt, Ellenbogen um Ellenbogen, Tritt für Tritt. Seine Freundin Anna Stachurska ist Karatekämpferin, sie war Dritte im World Cup, und sie hat ihm einiges beigebracht: die akrobatische Körperbeherrschung, sie schickt ihn auch zwei-

mal in der Woche in den Krafraum, und als gelernte Ernährungsberaterin schaut sie genau auf seinen Speisezettel. «Auf die Matte wage ich mich nicht mit ihr», gesteht Robert, «da wäre ich chancenlos.»

## Karriere der Irrläufe

Er gehört zu einer vom Aussterben bedrohten, fast unbezahlbaren Spezies: Goalgetter, Torräuber, Abstauber mit Radarblick. Und blieb doch immer unterschätzt, denn er stammt aus dem Land, wo allenfalls die Klempner der deutschen Wirtschaftslokomotive herkommen. Der letzte und einzige polnische Söldner, der gross Karriere machte im Westen, war der Feuerkopf Zbigniew Boniek in den achtziger Jahren bei Juventus Turin und der AS Roma. Lewandowski blieb lange unter dem Radar der Talentsucher, und er verdient bis heute nur durchschnittlich, weniger als beispielsweise ein Schweizer namens Derdiyok, Ersatzstürmer in Hoffenheim.

Ein Name, den man sich nicht merken kann. Robert Lewandowski, den Vornamen gab ihm sein Vater, auch er schon Fussballer, vielleicht in der weisen Voraussicht, dass der Sohn eines Tages in Deutschland spielen würde. Um ihn reissen sich nach seinen vier Paukenschlägen im Halbfinal die grossen Klubs Europas. Auch die Geschädigten von Real Madrid. Der Trainer José Mourinho ist sogar über seinen Schatten gesprungen und hat ihm mit Handschlag gratuliert, aber es besteht der Verdacht, dass ihn der portugiesische Egomane nicht nach Madrid holen möchte, sondern quasi als Morgengabe im Gepäck mitbringen möchte, wenn er zu Chelsea an den Hof des Oligarchen Roman Abramowitsch zurückkehrt. Manchester City, das Spielzeug des Ölscheichs Mansur Bin Zayed aus Abu Dhabi, buhlt um ihn und könnte ihn eventuell mit Edin Dzeko tauschen, eine Art Doppelgänger Lewandowskis in Zeitlupeversion, und der Dortmund-Trainer Jürgen Klopp sagt, er «denke darüber nach».

Die 35-Millionen-Euro-Offerte von Manchester United hat Lewandowski bereits abgelehnt, nun liegt sie wieder auf dem Tisch. Seine Wunschadresse, aber das kann er nicht so deutlich sagen vor dem Endspiel in London, ist München.

«Mit 16 musste ich schon ein Mann sein», sagt er. Damals starb sein Vater, der seine Begabung erkannt hatte. Aber sein Lieblingsklub Legia Warschau in seiner Geburtsstadt lehnte ihn nach kurzer Probezeit ab, und Lewandowskis Karriere der Irrläufe begann in der

Kleinstadt Pruszkow in einem Stadion mit 1977 Plätzen, in der dritten polnischen Liga. Dort sah ihn Franciszek Smuda, der Trainer von Lech Posen, der das Talent des Jungen mit einer «Ölquelle» verglich. Mit Lech gewann Lewandowski den polnischen Cup. Sein Berater Cezary Kucharski, seit 2001 Parlamentsabgeordneter, früher selber Profifussballer, ein Wanderarbeiter, der nirgendwo Fuss fasste und auch beim FC Aarau eine Duftmarke von achtzehn Toren hinterliess, ging nun wieder auf eine Odyssee der Jobsuche. Diesmal für das Juwel, das niemand wollte.

In Genua weckten die Leistungsdaten Lewandowskis die Neugier des Spielzeug-Industriellen Enrico Preziosi. Preziosi ist allerdings



*Schnäppchen im Schaufenster:* Lewandowski (l.)

in Sachen Fussball ziemlich übelbeleumdet, er gilt als unberechenbarer Trainerfresser, liess den FC Como in einen betrügerischen Konkurs schlittern, bestach Spieler der gegnerischen Mannschaft von Catania und wurde für fünf Jahre gesperrt, was ihn nicht hinderte, weiterhin den Präsidenten von Genua zu geben. Am 23. März 2010 arrangierten Preziosis Abgesandte im «Marriott»-Hotel in Posen die Vertragsverhandlung mit der Lewandowski-Partei, und der Stürmer unterschrieb für ein Jahresgehalt von 350 000 Euro.

Am 11. April erschien der Pole mit seiner Freundin in Genua und bestand die medizinischen Tests. Schliesslich nahm auch der Besitzer den polnischen Einkauf persönlich in Augenschein – und drehte den Daumen nach unten. Lewandowski fehlte nach Preziosis Urteil jegliche Starqualität, ihm gefiel sein Gesicht nicht, keine *bella figura*, kein Glamour. Lieber nahm er für das Zehnfache die alternde Diva Luca Toni unter Vertrag, die bei Bayern München in Ungnade gefallen war. Auch das Interesse von Atalanta Bergamo und Udinese erlosch wieder.

Auch für den Manager Kucharski – der sich seinerseits vom deutschen Partner Maik Barthel beraten lässt, der die Medien mit immer neuen Spekulationen füttert – erwies sich der Westen erneut als vermintes Terrain. Mit Tottenham pokerte er vor drei Jahren noch zu hoch, als er über Mittelsmänner fünf Millionen forderte. Blieben als Adresse in der Premier League noch die Blackburn Rovers. Doch der Ausbruch des Vulkans Eyjafjallajökull legte den europäischen Luftverkehr lahm, die Maschine mit Lewandowski und seinem Berater blieb am Boden, wahrscheinlich zu ihrem Glück, denn die Zeit drängte, und übrig blieben als letzte seriöse Andockmöglichkeit Borussia Dortmund, das Billiglohnmodell der Bundesliga, ein Vierjahresvertrag und eine Ablösesumme von 4,5 Millionen Euro. Lewandowski kam jedoch bloss als Einspringer von Lucas Barrios zum Zuge und rutschte erst in die Startelf, nachdem sich der Argentinier verletzt hatte. Lewandowski verdiente zuletzt 1,5 Millionen Euro brutto, eine lächerliche Summe im Vergleich zur Abräumerkaste mit Ibrahimovic, Ronaldo, Rooney, van Persie.

Die Borussia hatte, anders als bei Mario Götze, der jetzt für 35 festgeschriebene Millionen zum Hauptkonkurrenten Bayern wechselt, ohne Veto-Möglichkeit der Dortmunder, mit Lewandowski keine Ausstiegsklausel vereinbart. Das erscheint als unbegreifliches Versäumnis. Lewandowski hat auch keinen nachgebesserten neuen Vertrag akzeptiert und ist erstmals in seiner Karriere der Herr des Handelns. Er könnte einfach eine Saison weiterspielen wie bisher und dann gratis, ohne jegliche Ablöse, zu einem neuen Arbeitgeber wechseln und ein enormes Handgeld kassieren. Oder er diktiert jetzt, zu seinen Bedingungen, den Wechsel nach München.

#### «Komplettester Stürmer der Bundesliga»

Das System, das ist die neue alte Erkenntnis aus der Formbaisse des FC Barcelona, schießt keine Tore. Fällt dort der Jäger und Sammler Messi aus, dreht die Tiki-Taka-Kombinationsmaschine im Leerlauf. Und Barça war nie besser, als neben Messi noch Goalgetter wie Thierry Henry und Samuel Eto'o stürmten.

Die wenigen Diamanten auf dem Markt wie Cavani (Napoli), Falcao (Atletico Madrid) und Bale (Tottenham) werden an der Gerüchtebörse zu Fantasiesummen von bis zu achtzig Millionen Euro gehandelt. Der erst 21-jährige Brasilianer Neymar vom FC Santos steht auf dem Barça-Wunschzettel zuoberst (mit einer Ausstiegsklausel von fünfzig Millionen Euro). Real Madrid fehlt neben Cristiano Ronaldo ein zweiter Weltklassestürmer. Manchester United verspürt den beginnenden Abstieg des Idols Wayne Rooney und sucht dringend einen Nebenmann für Robin van Persie.

Dem FC Bayern fehlt zur Perfektion ein besserer Mittelstürmer als Mario Gomez – Lewandowski, ein Schnäppchen im Schaufenster, denn Borussia steht unter dringendem Verkaufsdruck. Der Fussballkaiser Franz Beckenbauer hat den Polen zum «komplettesten Stürmer der Bundesliga» geadelt. Lewandowski erinnert mit seiner Unerschrockenheit, Schusstechnik, Laufstärke und Robustheit sehr an einen andern Stürmer, der aus der Kälte kam, an Andrei Schewtschenko aus Kiew, der mit der AC Milan Triumphe feierte und 2004 Europas Fussballer des Jahres wurde.

Nur Dortmunds Trainer Jürgen Klopp scheint über den Verlust nicht in Verzweiflung zu stürzen und frotzelt: «Die Mutter hat viele schöne Kinder.» Er denkt dabei an den dunkelhäutigen Christian Benteke, 22, aus Kinshasa, derzeit in Diensten von Aston Villa in der Premier League, einen Stürmer, den in Belgien fünf Klubs unter sich herumgeschoben hatten. Wieder einer, den niemand wollte.



während des Champions-League-Halbfinals Borussia Dortmund – Real Madrid (4:0).

Champions League: SRF 2 überträgt den Final Borussia Dortmund – Bayern München am Samstag, 25. Mai, ab 20 Uhr.

# «Ist da jemand zu Hause?»

An drei Fronten wird Barack Obama von Skandalen gejagt. Der Präsident habe die Kontrolle verloren, heisst es. Doch Obama hat das Klima geschaffen, in dem Grenzüberschreitungen erst möglich wurden.

Von Urs Gehrig



Erinnerungen an Watergate: Weisses Haus in Washington.

Letzten Herbst lagen wieder alle Augen trunken auf ihm. Im Wahlkampf lief Barack Obama abermals zur Hochform auf, der Ausnahmekönner, der Politik elegant handhabt wie ein Meisterbarbier die Rasur. Er seifte ein, dass es wie Liebkosung um Kinn und Backen war. Er führte das Messer so sanft wie fest. Er schabte den Bart nicht ab, sondern schmeichelte ihn mit zarter Entschiedenheit von der Haut herunter.

Sechs Monate nach seiner triumphalen Wiederwahl scheint ihm das Fingerspitzengefühl plötzlich abhandengekommen zu sein. Der Präsident steht unter Druck wie nie zuvor. Inert weniger Tage sind alarmierende Berichte ans Licht gekommen, in die fünf Schlüsselministerien involviert sind. Gleich von dreifacher Front dringt Skandalöses wie Schwefeldampf zum Weissen Haus empor: Das Justizdepartement hört die Telefone der ältesten Nachrichtenorganisation ab. Die Steuerbe-

hörde schikaniert konservative Politgruppen. Und der erste Mord an einem US-Botschafter seit dreissig Jahren verkommt zur Scharade.

Bei all dem Ungemach steht eine Frage im Zentrum: Hat der Präsident von den Skandalen gewusst, sie gar veranlasst? Ein Frevler, wer dies schon nur in Erwägung zieht. Denn Obama ist ob der Skandale ebenso überrascht wie Frau und Herr Amerikaner. Er hat davon in der Zeitung gelesen, in den Nachrichten gehört. Er ist schockiert, findet vieles inakzeptabel, anderes schweigt er unter Verweis auf die nationale Sicherheit weg.

Die Rolle des Ahnungslosen passt schlecht zu dem Mann, der sich gern als kompetenter und integrierter Politiker gibt. Was ist geschehen?

**1 — Der Lauschangriff.** Die Nachrichtenagentur Associated Press AP ist zwei Monate lang (April und Mai 2012) vom Justizministerium

ausspioniert worden. Der Jagdzug in die Telefongespräche umfasste mehr als zwanzig Büro- und Mobiltelefonlinien in drei Städten. Mehr als hundert Mitarbeiter waren betroffen, sogar private Telefone wurden überwacht.

Eine offizielle Begründung für den Lauschangriff auf die grösste Nachrichtenagentur der Welt blieb auch eine Woche nach Aufklügeln des Skandals aus. Wahrscheinlich, so vermutet die AP selbst, missfiel der Justiz die Berichterstattung über einen vom Geheimdienst CIA vereitelten Al-Qaida-Anschlag auf ein Flugzeug im Mai 2012. In dem Bericht wurden Details der CIA-Aktion im Jemen enthüllt.

Justizminister Eric Holder betonte, es habe sich um einen der schlimmsten Fälle von Geheimnisverrat gehandelt, den er in seiner Laufbahn erlebt habe. Daher sei «sehr aggressives Handeln» notwendig gewesen. Gleichzeitig wusch er seine Hände in Unschuld. Er habe den Zugriff nicht selbst angeordnet. Um einen persönlichen Konflikt zu vermeiden, habe er die Aufsicht über die Ermittlungen einem untergebenen Staatsanwalt übertragen.

Auch Obama will mit der Knebelung der Presse nichts zu tun gehabt haben. Der Präsident habe «aus Presseberichten» davon erfahren, liess er seinen Sprecher Jay Carney verlauten. Doch damit der Irritation nicht genug. Obwohl das Justizdepartement den Abhörfall zugibt, unternimmt Obama nichts gegen den Machtmissbrauch, der Bürgerrechtler, Pressevertreter und Politiker in Rage versetzt. Er erachtet es nicht einmal für nötig, den Fall zu verurteilen.

**2 — Das Bengasi-Debakel.** Auch an der zweiten Front erscheint die Obama-Regierung ebenso prinzipien- wie skrupellos. Nach dem Angriff auf das US-Konsulat im libyschen Bengasi vom vergangenen Herbst verschleierte die Regierung die terroristischen Hintergründe des Anschlags, bei dem ein US-Botschafter und drei Mitarbeiter starben. Seither steht ein schwerwiegender Verdacht im Raum: Wähler sollten nicht an den Erfolgen gegen al-Qaida zweifeln und keinen Grund bekommen, Obama die Stimme zu versagen.

Obama hatte gehofft, das Gespenst von Bengasi habe sich verzogen. Bis vor zwei Wochen der Fernsehsender ABC berichtete, dass ein CIA-Memorandum zuhanden des Parlaments auf Druck der Regierung entschärft worden sei. So seien alle Hinweise auf die mit al-Qaida verbündete Organisation Ansar al-Scharia ent-



fernt worden, ebenso die Tatsache, dass die CIA vor einem möglichen Anschlag gewarnt hatte.

Nun sah sich die Regierung gezwungen, Dokumente zu veröffentlichen: ein hundertseitiger E-Mail-Verkehr, in dem kafkaesk gefeilscht darum wird, welche Informationen der Öffentlichkeit präsentiert werden sollen. Statt die Vorwürfe restlos auszuräumen, tauchten neue Fragen auf.

Selbst wenn die Regierung die Öffentlichkeit nicht gezielt in die Irre geführt haben sollte, bleibt vieles über den Ursprung und Verlauf des Dramas von Bengasi im Zwielflicht. Von zentralem Interesse ist auch hier: Welche Rolle spielte Obama in der Nacht, als sein Botschafter in Bengasi erstickte? War er – wie es vom Oberbefehlshaber erwartet wird – im Kommandoraum des Weissen Hauses? Und warum wurde nicht alles Erdenkliche versucht, um seine Landsleute zu retten?

**3 — Schikanierung von Obamas Feinden.** Die US-Steuerbehörde IRS hat gezielt rund 75 konservative Gruppierungen ins Visier genommen, die eine Steuerbefreiung als gemeinnützige Organisation beantragt hatten und Wörter wie «Tea Party» oder «patriotisch» in ihren Namen trugen. Die zweifelhaften Praktiken haben sich ab Anfang 2010 über mehr als achtzehn Monaten erstreckt, wie aus einem am Dienstag letzter Woche veröffentlichten Untersuchungsbericht hervorgeht. Einen parteipolitischen Hintergrund stritt die IRS ab. Präsident Obama, der nichts von der Schikanierung seiner Erzfeinde gewusst haben will, bezeichnete die Vorgänge als «inakzeptabel und unentschuldigbar».

Für George Will, Pulitzer-Preisträger und Urgestein der US-Presse, ist klar, dass der Kern des Übels in der aufgeblasenen Zentralregierung liegt. «Big Government», ein Steckenpferd Obamas, «ist unmöglich zu kontrollieren.»

Doch die Durchleuchtung der konservativen Basisgruppen war kein Selbstläufer im Unterholz des Beamtenschungels. Bei einer Anhörung zu den Vorgängen im Repräsentantenhaus stellte sich heraus, dass der Inspektor

## Die Rolle des Ahnungslosen passt schlecht zu dem Mann, der sich gern als integrierter Politiker gibt.

für Steuerangelegenheiten beim Finanzministerium bereits im Juni 2012 von den Vorgängen wusste. Er habe auch hohe Mitarbeiter des Ministeriums darüber informiert, gab der Inspektor zu Protokoll. Darunter auch den stellvertretenden Finanzminister Neal S. Wolin.

Kein Wunder, dass Erinnerungen an Watergate belebt werden. Agierte der Präsident, der sich so gern in den Fussstapfen Lincolns

wähnt, ähnlich wie einst Richard Nixon? Auch unter «Tricky Dick» wurden vor vierzig Jahren politische Gegner mit Steuerforderungen unter Druck gesetzt.

## Woodward und Bernstein winken ab

Die beiden Reporter, die den Watergate-Skandal aufdeckten, der Nixon zu Boden riss, winken ab. «Dies ist nicht Watergate», sagt Bob Woodward. Und sein Kollege Carl Bernstein flankiert: «Damals hörten wir den Präsidenten der Vereinigten Staaten auf Tonband sagen: «Nutzt die Steuerbehörde, um unseren Feinden eins auszuwischen»». Nichts dergleichen liege aktuell vor. Auch Fernsehlegende Bob Schieffer, seit 1969 für CBS in jeder amerikanischen Stube zu Gast, ist überzeugt: «Das ist nicht wie die Nixon-Regierung, die Einbrecher ausschickte.» Hier stelle sich eher die Frage: «Ist da jemand zu Hause?»

Das Pressekorps, das in seiner Mehrheit Obama während Jahren im Schongang begleitet hat, ist sauer. Joe Klein, Kolumnist beim *Time Magazine*, wirft Obama «Unwillen, sich zu konzentrieren» vor. Komiker Jon Stewart («The Daily Show») vergleicht den Präsidenten mit Mister Magoo, der Zeichentrickfigur, die aufgrund ihrer Sehbehinderung in die penibelsten Situationen gerät. Und Dana Milbank von der *Washington Post* warnt, der Präsident schaffe durch seine Abstinenz ein «Machtvakuum, innerhalb dessen niedrigere Beamte sich benehmen, als ob alles erlaubt sei».

## Obamas Ton macht die Musik

War das Weisse Haus in den jüngsten Skandalen also in keiner Weise involviert? Natürlich war es involviert. Nicht wie Nixon, der den Telefonhörer in die Hand nahm, um seine Jagdhunde auf den Feind zu hetzen. Obama braucht keinen Telefonhörer. Alles, was er zu tun brauchte, hat er längst getan, in aller Öffentlichkeit, mit dem Megafon, während drei Jahren.

Er hat konservative politische Gruppen bezichtigt, in «ruchlose Händel» involviert zu sein. In mehr als einem Dutzend Reden behauptete er, diese Gruppen «mit harmlos klingenden Namen» würden «schändliche Interessen» vertreten und die Wahlen «pervertieren». Er verspottete sie als «tea-baggers». Vizepräsident Joe Biden verglich sie gar mit «Terroristen».

Nun gibt sich Obama «empört» und «wütend», dass seine Steuerbeamten genau jene Gruppen verschärft unter die Lupe genommen haben, die er als dubios, undemokratisch, gar gesetzbrecherisch bezeichnet hatte.

Der Präsident gibt den Ton an für die Musik, die in den Büros und Korridoren seiner Ministerien gespielt wird. Auch der Lauschangriff auf AP entstand nicht im luftleeren Raum. Bürgerrechtler beklagen sich seit geraumer

Zeit, Obama gehe unverhältnismässig hart gegen Medien-Lecks vor. Seit seinem Amtsantritt wurden sechs Regierungsmitarbeiter wegen des Verrats von Staatsgeheimnissen vor Gericht gestellt – das sind mehr als seit dem Ersten Weltkrieg.

Das einst harmonische Verhältnis zwischen Obama und den Journalisten gleicht längst einer einseitigen Romanze. Wie ein gelangweilter Liebhaber entzieht sich Obama der Presse, die ihn fast unisono zweimal zur Wahl empfahl. Selbst Medienschaffende, die unter dem gleichen Dach arbeiten, bekommen ihn bisweilen wochenlang nicht zu Gesicht. Stattdessen weicht der Präsident auf andere Kanäle aus, lässt seine *spin doctors* via E-Mail und Twitter mit der Basis kommunizieren, wo er sich keinen kritischen Fragen zu stellen braucht.

Mit dem AP-Skandal scheint die Obama-Regierung den Bogen überspannt zu haben. Unter Beschuss geraten, zieht Obama die Wagenburg noch enger. In der Jagd auf Whistleblower sieht er kein Vergehen. «Ich muss mich dafür nicht entschuldigen», ist seine Haltung. Der Rest ist Schweigen. Der Präsident wünscht sich Ruhe im Sturm. So hat der Stabschef im Weissen Haus, Denis R. McDonough, seinen Mitarbeitern empfohlen, «nicht mehr als zehn Prozent» ihrer Arbeitszeit den Skandalen zu widmen. ○

# Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Wie tot sind wir langfristig wirklich?

Der berühmte britische Ökonom John Maynard Keynes hat die Formel geprägt: «Langfristig sind wir alle tot.» Um den Satz entstand nun eine heftige Kontroverse. War der Hedonist Keynes, der homosexuelle Neigungen pflegte, wirklich ein Prediger der Verantwortungslosigkeit? Von Florian Schwab

Paul Krugman ist der wortgewaltigste Keynesianer der Gegenwart. Ginge es nach seinen Vorstellungen, dann würden die USA und die schwachen Volkswirtschaften in Südeuropa ein Konjunkturpaket nach dem anderen auflegen: Mit geliehenem Geld die Wirtschaft ankurbeln – das ist heute der Kern des Keynesianismus. Gegner dieses volkswirtschaftlichen Rezepts bezweifeln seine Wirksamkeit. Erstens entziehe man dem privaten Sektor langfristig Geld. Zweitens sei der Staat sowieso ein weniger guter Investor als Private, und drittens gehe das hemmungslose Schuldenmachen zu Lasten der ungeborenen Generationen.

An diesem letzten Punkt hat sich ein Schlagabtausch entzündet. Der Keynesianismus-Gegner Niall Ferguson, ein in Harvard lehrender Historiker, sagte in einer öffentlichen Diskussionsrunde: Weil John Maynard Keynes homosexuell war, habe er keine Kinder gehabt und somit das Wohl ungeborener Generationen tiefer gewichtet als den wirtschaftlichen Erfolg der jetzt Lebenden. Dafür stehe Keynes' berühmter Satz: «In the long run, we are all dead» (Langfristig sind wir alle tot).

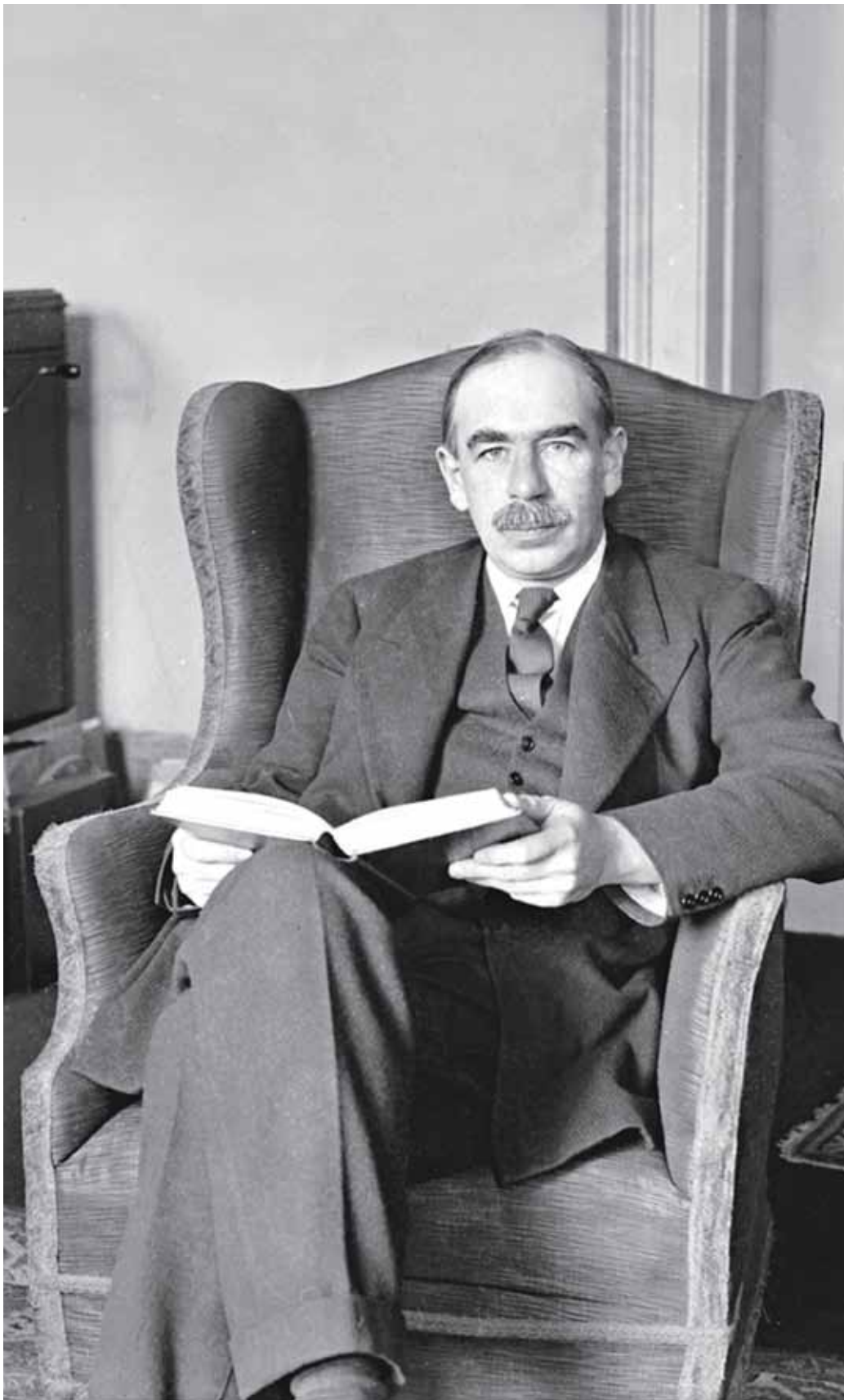
## Nach uns die Sintflut

Für amerikanische Keynesianer war es ein gefundenes Fressen. Ferguson hatte sich als verkappter «Schwulenhasser» moralisch disqualifiziert. Wie sollte man jemanden noch ernst nehmen, dem es offenbar vor allem darum geht, Keynes aufgrund seiner sexuellen Orientierung verächtlich zu machen?

Ferguson hat sich x-mal «uneingeschränkt» entschuldigt. Er habe vergessen, dass Keynes' Ehefrau eine Totgeburt erlitten habe. Der Vorwurf der Homophobie entbehre jeder Grundlage, er habe viele homosexuelle Freunde, sogar der Patenonkel seines Kindes sei homosexuell.

Die Empörung hat sich etwas gelegt. Die von Ferguson aufgeworfene Frage bleibt trotzdem relevant: War einer der einflussreichsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts ein unverantwortlicher Brandstifter, der, getreu dem Motto «Nach uns die Sintflut» für eine Politik einstand, die auf Kosten der Zukunft geht?

Keynes' Werk wird von seinen zahlreichen Kritikern häufig auf die eine Formulierung verdichtet. Den berühmten Satz hat er 1924 in seinem Buch «A Tract on Monetary Reform» geschrieben, zwölf Jahre vor Erscheinen seines später so einflussreichen Grosswerks «The General Theory of Employment, Interest and Money».



«Unsichtbare Hand»: Ökonom Keynes (1883–1946).

Die volkswirtschaftliche Lage war nach dem Ersten Weltkrieg prekär. Über dem geschlagenen Deutschland raste die Hyperinflation, und in der Wirtschaft der Siegermächte ging der Wechsel von der Kriegswirtschaft zur Friedenswirtschaft nur langsam voran. Die Schulden aus der Kriegszeit drückten auf die Staatsbilanzen. In vielen Ländern bedrohten sozialistische Bewegungen die kapitalistische Ordnung. Die später heftig diskutierten Fragen, wie man die Wirtschaft in der Rezession unterstützen und im Boom bremsen kann, kamen damals gerade erst auf und standen noch nicht im Zentrum von Keynes' Interesse.

Sein «Tract on Monetary Reform» war eine eher technisch abgefasste Schrift über das Währungssystem. Er widmete es «bescheiden und ohne Erlaubnis den Gouverneuren und dem Rat der Bank von England, welche jetzt und in Zukunft einen weit schwierigeren und heikleren Auftrag haben werden als in früheren Tagen».

In dem Text wirkt aus heutiger Sicht vieles überraschend. So formuliert Keynes als Ziel der Geldpolitik: «Wir müssen es zum ersten Ziel der Politik machen, dass der Wert des Geldes gleich bleibt.» Inflation habe eine verheerendere Wirkung auf die Wohlstandsverteilung als Deflation – eine Erkenntnis, die heutige Keynesianer ungern hören. Über-Keynesianer Krugman etwa fordert eine Inflation von vier Prozent, was den Ur-Keynesianer Keynes wohl in Aufruhr versetzt hätte.

Keynes' umstrittener Satz, wonach wir auf lange Sicht alle tot seien, steht in einem unspektakulären Kontext, wie der britische Keynes-Kenner Lord Robert Skidelsky in einem Beitrag für die *New York Times* schrieb. In der Passage gehe es um die geldtheoretische Quantitätstheorie. Diese sagt aus, dass die Geldmenge einen Einfluss auf das Preisniveau hat. Einfach ausgedrückt: Wenn die Nationalbank morgen die Geldmenge verdoppelt, dann werden sich auf lange Frist alle Preise verdoppeln.

Dazu schreibt nun Keynes: «Auf lange Sicht ist das vermutlich richtig. Wenn, nach dem amerikanischen Bürgerkrieg, der Wert des Dollar um zehn Prozent tiefer festgesetzt worden wäre, dann könnte man sicher annehmen, dass die Geldmenge und die Preise heute um zehn Prozent höher wären.» Allerdings sei diese «lange Sicht ein falscher Ratgeber für derzeitige Angelegenheiten. Auf lange Sicht sind wir alle tot.» Ökonomen würden es sich zu einfach machen, in den «aktuell stürmischen Zeiten» darauf zu verweisen, dass der Ozean auf lange Sicht wieder eben sei.

Keynes-Experte Skidelsky sieht darin eine breitere Attacke auf das von vielen Ökonomen verinnerlichte Denken in Gleichgewichtszuständen. Solche Gleichgewichte finden sich in fast jeder ökonomischen Disziplin: Der Gleichgewichtspreis, wo Angebot und Nachfrage sich treffen, ist das einfachste Beispiel eines

solchen Zustands. Aber eben auch die erwähnte Quantitätstheorie, die von einer langfristig stabilen Beziehung zwischen Preisniveau und Geldmenge ausgeht. Konjunkturtheoretiker rechnen gerne mit einem Wirtschaftswachstum, das um ein bestimmtes Gleichgewicht schwankt und dadurch die Konjunkturzyklen auslöst. Solche Gleichgewichte sind also einer der wichtigsten Pfeiler der Volkswirtschaftslehre. Sie haben den Vorteil, dass sie sich mathematisch beschreiben und ausrechnen lassen. Das erlaubt den Aufbau aufwendiger Modelle.

John Maynard Keynes kritisiert, dass die Ökonomie die Übergänge von einem zum nächsten Gleichgewicht ignoriere und damit oft erhebliches menschliches Leid. Mit solchen Sorgen steht er nicht alleine da. Robert Skidelsky erinnert daran, dass bereits im Jahrhundert vor Keynes die Ökonomen David

2007 um mehr als das Dreifache erhöht hat, sind die Preise bislang kaum gestiegen.

Keynes' frühes Zitat taugt also nicht als Blankoscheck für hemmungsloses Schuldenmachen zu Lasten der künftigen Generationen. Es steht in einem anderen Kontext und kann nicht, wie es Ferguson versuchte, als Aufruf zur Kurzsichtigkeit gedeutet werden.

Doch was dachte der Ökonom wirklich über die «lange Sicht»? Robert Skidelsky zitiert Keynes: Es sei selten richtig, einen heute sicheren Vorteil gegen einen «zweifelhaften» Vorteil in der Zukunft einzutauschen. Auf politischer Ebene sei dies sogar unverantwortlich, da man nie wisse, ob der angestrebte Zustand dann wirklich auch eintrete und besser sei. Diesen Gedanken bezeichnet Lord Skidelsky als das Fundament im Denken von Keynes.

## Der Kapitalist

Unbekannt ist dagegen, wie Keynes den Plan bewertet hätte, einen sicheren Nachteil in der Zukunft mit einem Vorteil in der Gegenwart zu kompensieren, worauf seine Konjunkturtheorie letztlich hinauslaufen sollte: Der Staat muss Geld ausgeben, wenn die private Nachfrage einbricht. Bis in die 1970er Jahre wurde dieses politische Rezept so ausserordentlich beliebt, dass der republikanische US-Präsident Richard Nixon 1971 sagte: «Wir sind heute alles Keynesianer.»

Erst als die inflationären Auswirkungen offenkundig wurden, flachte die Begeisterung für den Keynesianismus ab. Bei Keynes selber war dies schon bedeutend früher der Fall. Fast sein ganzes Leben hatte er in wirtschaftlich stürmischen Zeiten zugebracht, als er 1946 starb. Zehn Tage vor seinem Tod sagte er: «Die Lösung unserer Probleme vertraue ich mehr und mehr der unsichtbaren Hand an, welche ich vor zwanzig Jahren aus der Ökonomie verbannen wollte.» Diese späte Erkenntnis erstaunt, denn schon als junger Mann traute Keynes der Regierung kaum über den Weg. So schrieb er 1917 an einen Freund: «Ich arbeite für eine Regierung, die ich missachte und deren Ziele ich kriminell finde.»

Wer bei Keynes eine durch und durch logische Theorie ohne Widersprüche sucht, der wird sie nicht finden. Häufig folgte er einfach seinen Eingebungen und versuchte, das menschliche Handeln mit den ökonomischen Theorien in Einklang zu bringen. Dabei nahm er in Kauf, wie ein Nachruf es festhielt, «die Dinge unklar und unvollständig zu sehen».

Privat war Keynes übrigens sehr wohl bereit, einen sicheren Vorteil in der Gegenwart gegen einen unsicheren Vorteil in der Zukunft einzutauschen: John Maynard Keynes war ein leidenschaftlicher Kapitalist und verbrachte jeden Morgen vor dem Aufstehen eine halbe Stunde mit dem Börsenhandel. Er verdiente und verlor Millionen, doch die Gewinne blieben am Ende höher als die Verluste. ○

**IN DEINEM GARTEN  
HERRSCHT  
HOCHKONJUNKTUR.**

Männer, zurück an den Grill.

**Bell**  
BARBECUE

Krise? Nicht bei dir! Denn schliesslich stehst du im Sommerquartal erfolgreich am Grill. Beraten wirst du von unserer Grill-App mit dem täglich überraschenden Grillkalender und super Gewinnen. Hol sie dir: [www.bellbarbecue.ch](http://www.bellbarbecue.ch)

Ricardo und Thomas Malthus einen ähnlichen Streit über dieselbe Grundsatzfrage geführt hatten. Doch auch zu Keynes' Lebzeiten und nach seinem Tod gab es immer wieder Kritik und Einwände gegen die dominierenden Gleichgewichtstheorien.

Am radikalsten stellte der österreichische Ökonom Joseph Alois Schumpeter das Konzept des Gleichgewichts in Frage. Ihm zufolge ist «schöpferische Zerstörung» die treibende Kraft der Wirtschaft, wo das Bestehende unablässig durch die Marktkräfte angegriffen wird. Ein stabiles Gleichgewicht kann sich so gar nicht erst einstellen.

Der amerikanische Geld-Theoretiker Irving Fisher, auf den auch heute noch grosse Stücke gehalten werden, hatte dreizehn Jahre vor Keynes dargelegt, dass die Quantitätstheorie in «Zeiten des Übergangs» nicht gelte. Heute ist dies ein Allgemeinplatz: Obwohl die amerikanische Notenbank Fed die Geldmenge seit

# Rufmord von Amts wegen

Das deutsche Umweltbundesamt mischt sich in die Debatte um den Klimawandel ein und bestimmt, was dem «Stand der Wissenschaft» entspricht und wer zu umstrittenen Fragen besser schweigen sollte. Der Vorgang ist in der Nachkriegsgeschichte einmalig. *Von Henryk M. Broder*



*Intervention des Obriektsstaates:* Bundesumweltminister Peter Altmaier.

Man soll mit Vergleichen vorsichtig umgehen, vor allem wenn das Dritte Reich als Kulisse herangezogen wird. Eine Hühnerfarm ist kein «KZ», wie Aktivisten der Tierschutzorganisation Peta es sehen, die Auslandseinsätze der Bundeswehr sind keine Eroberungskriege, wie die Friedensbewegung gerne behauptet. Aber manchmal gibt es verblüffende Ähnlichkeiten oder Parallelen, die von einer erstaunlichen Kontinuität des Denkens und Handelns zeugen.

Es gab im Dritten Reich eine Reichsfilmkammer, die das deutsche Filmwesen kontrollierte. Nur Mitglieder der Reichsfilmkammer durften in Filmproduktionen beschäftigt werden. Alle anderen hatten Berufsverbot.

Dieselbe Regelung galt für die Reichstheaterkammer, die Reichspressekammer, die Reichsschrifttumskammer, die Reichsrundfunkkammer, die Reichsmusikkammer und die Reichskammer der bildenden Künste. Alle Kammern wirkten unter dem Dach der Reichskulturkammer (RKK), die vom Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, ins Leben gerufen wurde.

Mit dem Ende des Dritten Reichs verschwand auch die RKK im Abgrund der Geschichte. Bis jetzt hat niemand eine Neugründung oder Wiederbelebung der Einrichtung vorgeschlagen. Allerdings: Es gibt mittlerweile eine «Bundesklimakammer», die unter dem Namen «Um-

weltbundesamt» firmiert. Diese Kammer bzw. dieses Amt hat eine Broschüre herausgegeben («Und sie erwärmt sich doch. Was steckt hinter der Debatte um den Klimawandel?»), in der «Klimaskeptiker» angegangen werden, deren Ansichten «nicht mit dem Kenntnisstand der Klimawissenschaft übereinstimmen». Und was der letzte Kenntnisstand der Wissenschaft ist, das bestimmt die Bundesklimakammer alias Umweltbundesamt. Ebenso, wer die «Klimaskeptiker» sind, die an den Pranger gestellt werden, namentlich «die Journalisten und Publizisten Dirk Maxeiner und Michael Miersch» und «der Filmemacher und Publizist Günter Ederer».

Es handelt sich um einen in der deutschen Nachkriegsgeschichte einzigartigen Fall von obrigkeitstaatlicher Intervention in eine öffentlich geführte Diskussion. Nun hat das Umweltbundesamt, anders als die Reichskulturkammer, nicht die Macht, Berufsverbote durchzusetzen. Aber der Versuch, «Skeptiker» als Störer anzuprangern, grenzt an Rufmord. Und was den «Kenntnisstand der Wissenschaft» angeht, so ist der immer ein temporärer.

## Die Sonne kreist um die Erde

Anfang des 16. Jahrhunderts entsprach es dem Kenntnisstand der Wissenschaft, dass die Sonne um die Erde kreist; Anfang des 20. Jahr-

hunderts debattierten die Gelehrten über den «physiologischen Schwachsinn des Weibes», für die einen war es eine wissenschaftliche Tatsache, für die anderen ein «wissenschaftlich» verbrämtes Vorurteil.

Heute geht es um die Frage, ob und wie stark sich die Erde erwärmen wird; sie ist schon deshalb umstritten, weil die Prognosen auf Simulationen und Computermodellen beruhen. Wie unsicher die Vorhersagen sind, zeigt sich schon daran, dass die durchschnittliche Temperatur im Widerspruch zu den Hochrechnungen seit nun fast 15 Jahren stagniert, was der Wissenschaft – gelinde gesagt – Rätsel aufgibt.

Wie stark der Anteil des Menschen am Klimageschehen ist und welche Rolle «natürliche» Faktoren spielen, ist ebenfalls umstritten. Die Einschätzung des menschlichen Einflusses variiert, je nach dem erkenntnisleitenden Interesse der Forscher. Das ist ein in den sogenannten exakten Wissenschaften ganz normaler Vorgang. Auch die Ökonomen streiten darüber, ob in Krisenzeiten gespart oder noch mehr Geld ausgegeben werden soll.

Würde das Bundespresseamt zum Beispiel in einer Broschüre bekanntgeben, welche Positionen in der EU-Debatte «nicht mit dem Kenntnisstand der Politikwissenschaft übereinstimmen», und Journalisten beim Namen nennen, die sich «EU-skeptisch» geäußert haben, käme es zu einem Aufschrei in der Öffentlichkeit. Den gab es bereits ansatzweise, als die Kanzlerin ein Buch über die Migrations- und Integrationspolitik als «wenig hilfreich» bezeichnet hatte. Das Umweltbundesamt geht einen grossen Schritt weiter. Es legt die Grenzen der Klimadebatte fest. Das heisst, es schafft die Debatte ab. Und es bestimmt, wer das Recht hat, etwas zu sagen, und wer schweigen soll.

Wem die Analogie zur Reichskulturkammer zu weit geht, der wird trotzdem zugeben müssen, dass es so etwas schon mal gab: im real existierenden Sozialismus, wo man nur «konstruktive Kritik» an der Partei und der Regierung üben durfte und «destruktive Kritik» zum Ausschluss der «negativen Elemente» aus den Akademien der Wissenschaften, den Schriftstellerverbänden und anderen gesellschaftlichen Organisationen führte.

Die Frage lautet also nicht: «Gibt es einen Klimawandel?», sondern: «Sind wir auf dem Weg in eine zweite DDR, in der die Regierung auch für den Wetterbericht von heute und das Klima von übermorgen zuständig ist?» ○



Essay

## Die Nacht des Bruchs

Die «Alternative für Deutschland» ist erst drei Monate alt und hat bereits mehr als 10 000 Mitglieder. Das schnelle Wachstum erstaunt Meinungsforscher und verwirrt die Medien. Wofür steht die neue Partei?

Von Konrad Adam

Die «Alternative für Deutschland» (AfD), die seit geraumer Zeit die sorgfältig geplante Parteienlandschaft der Bundesrepublik umpflügt, verdankt ihren Namen Angela Merkel. Es war ihre bis zum Überdruß wiederholte Formel, dass es zu dieser oder jener Sache keine Alternative gebe, die zur Kritik, zum Widerspruch und schliesslich zur Neugründung einer Partei herausgefordert hat. Die Opposition fiel nicht schwer, nachdem die Kanzlerin mit der von ihr selbst betriebenen Energiewende die Alternative zu einer jahrelang als alternativlos gefeierten Politik in eigener Person aus dem Ärmel gezogen hatte. Politik lebt nun einmal von der Alternative; und sie verknöchert, wenn es den zweiten oder dritten Weg nicht mehr geben soll. Das wissen die Bürger, und das erklärt den überwältigenden Zuspruch, den die AfD nach wie vor findet.

Ganze drei Monate nach ihrer Gründung steht die junge Partei schon jetzt so selbstbewusst und selbstverständlich da, dass sie die Altparteien das Fürchten lehrt. Eilig ausgearbeitete Strategiepapiere von CDU, SPD und FDP bescheinigen der unerwünschten Konkurrenz, dass sie ernst genommen wird, sehr ernst sogar. Sie stösst auf Zustimmung bei den Wählern und auf den Widerspruch der sogenannten Volksparteien, weil sie eine programmatische Leerstelle aufgespürt hat und füllt. Zum ersten Mal in der wechselvollen Nachkriegsgeschichte Deutschlands hatten sich alle im Bundestag vertretenen Parteien zu einer übergrossen Koalition zusammengeschlossen und den Bürger entmündigt. In einer Schicksalsfrage der Nation fand eine in der Bevölkerung weitverbreitete Stimmung im Parlament kein Echo mehr.

### April, April!

Es war diese Erfahrung, die mich dazu gebracht hat, die neue Partei mit zu begründen und ihr als einer ihrer drei Sprecher zu dienen. Was sich in einer Mainacht des Jahres 2010 in Brüssel ereignet hat, war ein glatter Vertragsbruch, ein kalter Putsch. Jahrelang hatten alle deutschen Parteien, die CDU vorweg, die Wähler mit der Versicherung bei Laune gehalten, die neue Währung, der Euro, sei genauso hart wie die alte, die D-Mark. Bis es dann, buchstäblich über Nacht, mit einem Male hiess: «April, April! Die Maastricht-Kriterien haben noch neu gegolten, in Zukunft

werden sie erst recht nicht gelten! Und was wir euch über das Verbot erzählt haben, eine überschuldete Nation auf Kosten der anderen herauszupauken, das gilt schon gar nicht mehr.»

Die deutschen Wähler fühlen sich verschaukelt. Sie haben das Vertrauen in die Politik, zumindest in diese Art von Politik, verloren: Das ist es, was der «Alternative» den anhaltenden Zuspruch sichert. Sie hat es aus dem Stand in kurzer Zeit auf mehr als 10 000 Mitglieder gebracht, mit stetig wachsender Tendenz. Ein Bundesparteitag liegt hinter ihr, in wenigen



*Opposition fiel nicht schwer:* Kanzlerin Merkel.

Wochen sind in den meisten Bundesländern Landesverbände entstanden, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, dass die Partei im ganzen Land präsent sein wird. Das nächste Ziel ist dann der Deutsche Bundestag, und wenn man auf die Demoskopien hören will, dann hat die AfD mehr als nur gute Chancen.

Dieses Wachstum, von keinem Lehrstuhlinhaber, Sachverständigen oder Meinungsforscher vorhergesehen, verwirrt die Medien. Nur wenige reagieren polemisch, die meisten verhalten sich unsicher und tastend: Man weiss einfach nicht, wen oder was man da vor sich hat, und wartet erst mal ab. Die üblichen Kli-

schees – populistisch, reaktionär, rechtsradikal und so weiter – werden zwar routiniert hervorgezogen, gehen am Kern der Sache aber offenbar vorbei und erklären nichts. Wie sollten sie auch, wenn sich die angeblich weit rechts stehende Partei in ihrer Kritik an den Auswüchsen der Rettungspolitik ausgerechnet mit Oskar Lafontaine und Gregor Gysi einig weiss?

### Abstimmen, nicht nur wählen

Die «Alternative» ist euro-, aber nicht europaskeptisch. Einer der Slogans, mit denen sie ihre ersten Auftritte bestritt, hiess: «Damit Europa nicht am Euro scheitert!» Daneben steht die Forderung nach einem Referendum für den Fall, dass die Substanz der Verfassung angetastet wird, an der Spitze ihres knapp gefassten Wahlprogramms. Das Grundgesetz steht dem, anders als von den Altparteien behauptet, nicht im Wege, denn es erwähnt neben den Wahlen ausdrücklich auch Abstimmungen als ein Mittel, den Willen des Volkes zur Geltung zu bringen. Das wollen die alteingesessenen Parteien aber nicht, sie fürchten um ihr Machtmonopol, diesmal sogar zu Recht. Sie beschwören die Geschichte und behaupten, mit ihrem ausgeprägten Misstrauen gegen die Instrumente der direkten Demokratie die Lehren aus der spezifisch deutschen Vergangenheit gezogen zu haben.

Doch diese Lehren sähen, wenn man sie denn ziehen wollte, ganz anders aus. Kein einziges der zahlreichen Volksbegehren, die in der kurzen Zeit der Weimarer Republik zustande gekommen sind, war auf Reichsebene erfolgreich. Tatsächlich ist Weimar nicht vom Volk, dem «grossen Lümmel» Heinrich Heines, zu Grabe getragen worden, sondern von den Parteien, die sich nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise als unfähig erwiesen, eine bescheidene Erhöhung des Beitrags zur Arbeitslosenversicherung durchzusetzen. Daran zerbrach die letzte Koalitionsregierung, die sich auf eine parlamentarische Mehrheit stützen konnte. Danach kam Brüning, dann Papen, dann Schleicher und schliesslich Adolf Hitler.

Man soll aus der Geschichte lernen, aber das Richtige! Damit tun sich die Deutschen schwer, schwerer als ihre Nachbarn.

**Konrad Adam**, 71, ist Gründungsmitglied der neuen Partei «Alternative für Deutschland» (AfD). Der Publizist hat Geschichte und Jura studiert.

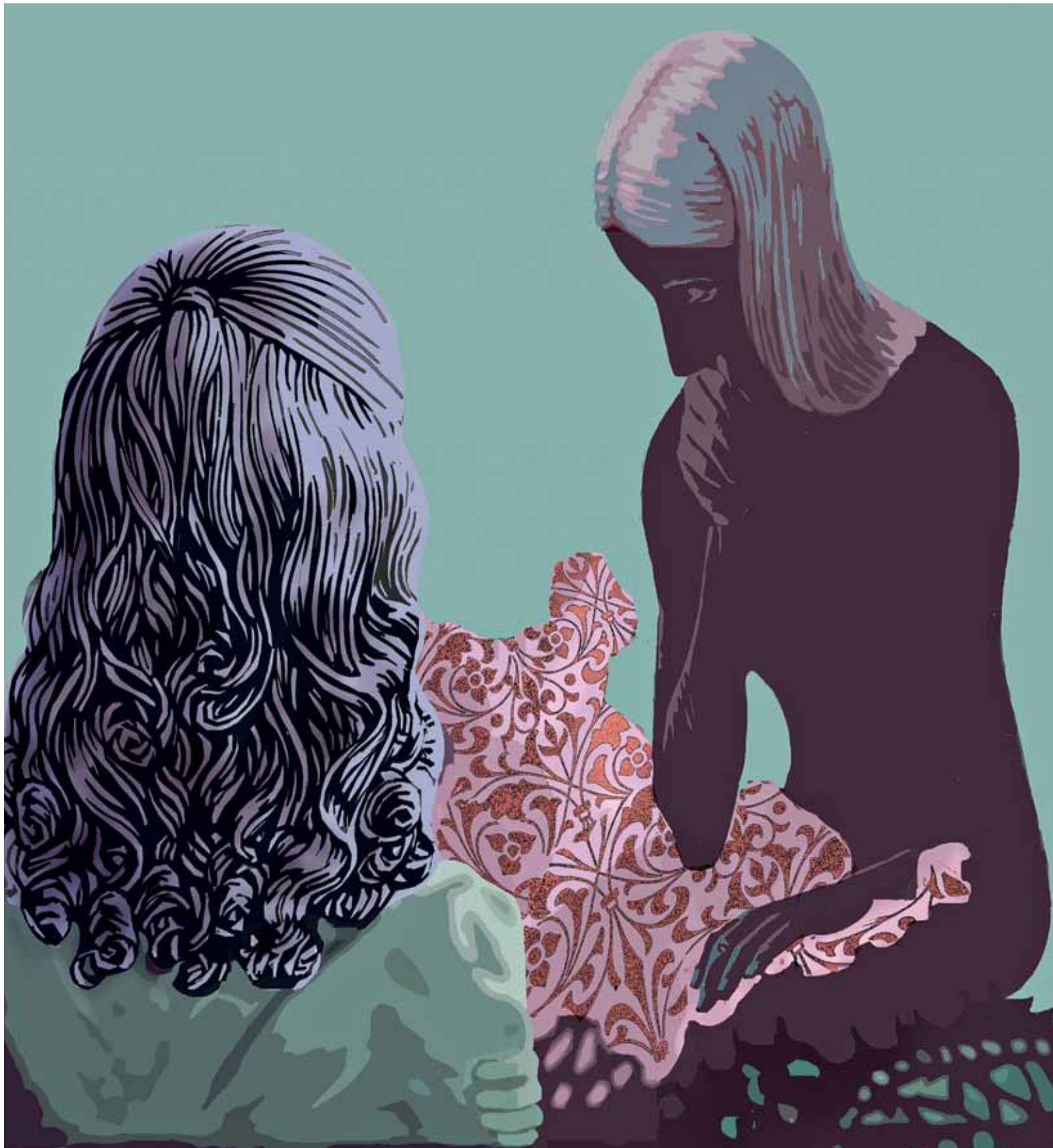
---

# Wenn Kinder einfach gehen

---

Zwei Mütter erzählen, wie sie von ihren eigenen Töchtern verlassen wurden. Das Schlimmste sei, nicht zu wissen, weshalb.

Von Daniela Niederberger und Petra Kofen (Illustration)



«Im Frühling passierte etwas, was ich bis heute nicht verstehe.»

Kinder nehmen im Leben der Eltern einen zentralen Platz ein. Wenn sie klein sind sowieso. Aber auch, wenn sie gross sind. Senioren erzählen den Freunden und Nachbarn gerne und mit Stolz, was die «Kinder», die nun keine mehr sind, so machen im Leben. Es wird von Hochzeiten und Enkeln berichtet, von Eigenheimen oder Karrieren.

Was aber, wenn sich die erwachsenen Kinder aus dem Leben der Eltern verabschieden? Wenn sie den Kontakt total abbrechen, die Eltern quasi verlassen? Für die meisten Menschen ist das unvorstellbar. Karin Werdmüller\* und Ursula Berlinger\* haben es erlebt. Ihre Töchter haben sich verabschiedet.

Karin Werdmüller ist eine gepflegte Frau um die sechzig. Im Auto auf dem Weg zu ihr bereitet sie die Reporterin vor auf ihr Zuhause. Sie hat geerbt und sich eine Wohnung an sehr guter Lage gekauft. Offenbar liessen schon einige Menschen durchblicken: Logisch, reiche Eltern, vernachlässigte Kinder. Dabei habe sie ihre beiden Töchter in einer relativ bescheidenen Wohnung grossgezogen. Kurz darauf sitzt man am langen Esstisch, vor sich eine Panoramasicht über den Zürichsee. Werdmüller spricht sehr gefasst. Die Zeit der Tränen und der verzweifelten Wut ist hinter ihr.

**I**ch habe meine Tochter Sandy\* zum letzten Mal vor vier Jahren gesehen, am Muttertag 2009. Schon da kam sie mir anders vor. Ich fragte: «Was darf ich mitbringen? Blumen? Etwas Kleines für Lea\*?» Sie sagte: «Ich will nichts von dir.» Vorher hatten wir, vor allem seit sie verheiratet war, ein sehr gutes Verhältnis. Ich hütete regelmässig meine Enkelin. Ein-, zweimal gab es Krach, weil ich mich nicht Monate im Voraus festlegen wollte. «Du willst immer deine Freiheit», sagte mir meine Tochter. Die Schwiegermutter sei viel einfacher, was sicher stimmt. Andererseits sagte sie auch zu mir, ich sei eine super Grossmutter.

### Mit dem Beil erschlagen

Im Februar des gleichen Jahres sagte Sandy zu mir: «Weisch, ich würde den Kontakt zu dir nie abbrechen. Schon wegen Lea.» Ich entgegnete: «Das tut auch niemand. Warum sagst du das?» Sie: «Einfach so.»

Drei Monate später brach sie den Kontakt ab. Es war im Mai, am Pfingstwochenende. Meine Tochter erwartete Besuch und wollte am Freitag den Grosseinkauf erledigen. Ich sollte Lea hüten, so war es abgemacht. Am Tag vorher besuchte ich meine Mutter. Dort erfuhr ich etwas, was mich aus der Bahn warf. Meine Urgrosseltern waren auf schreckliche Art ermordet worden. Meine Mutter hatte nie darüber reden dürfen, mein Vater wollte das nicht. Sie aber hatte alle Zeitungsartikel von damals behalten und gab sie mir zu lesen. Ein Landstreicherpaar hatte ihre Grosseltern mit dem Beil erschlagen. Für mich war das der Schock

des Jahrhunderts. Ich verstand plötzlich, weshalb meine Mutter so krankhaft ängstlich gewesen war.

Ich schrieb meiner Tochter eine SMS, ich könne am Freitag nicht kommen, dafür bot ich ihr den Samstag an. Sie schrieb retour, der Samstag sei in Ordnung, Thomas\* (ihr Mann) sei da. Sie selber könne im Moment keinen Kontakt mehr zu mir haben.

### Brief im Namen der Enkelin

Ich dachte mir nicht einmal etwas dabei, ausser, dass sie wohl überlastet sei. In der Woche darauf telefonierte ich einige Male mit Lea, meine Tochter kam aber nicht an den Apparat. Später wurde, wenn ich telefonierte, gleich abgehängt. Anrufe aufs Handy nahm sich nicht mehr ab.

Im November kam ein Brief, weil meine Tochter mit ihrer Familie in unser Ferienhaus wollte. «Hallo», stand da, «wir möchten gerne ins Ferienhaus. Ich würde es aber verstehen, wenn du aus gegebenen Gründen nein sagen würdest.» Unterschrieben mit: Lea. Da brach für mich eine Welt zusammen, und ich kapierte, dass der Abbruch unserer Beziehung endgültig war. Das distanzierte «Hallo» und dann der Brief selber, der verfasst war, als hätte ihn Lea, die Enkelin, geschrieben, obwohl Lea mit zweieinhalb Jahren noch gar nicht schrei-

---

### «Leider konnte ich die ganzen vier Jahre nie mit meiner Tochter reden.»

---

ben konnte. All dies verletzte mich zutiefst, und ich fühlte mich erpresst, da Sandy genau wusste, wie sehr ich darunter litt, mein Enkelkind nicht mehr sehen zu dürfen. Per SMS machte ich meiner Tochter klar, dass ich da nicht mitspiele.

Ich habe nächtelang geweint und mich gefragt, warum. Mein Mann schrieb ihr einmal einen Brief, sie solle doch wenigstens erklären, was der Grund sei. Sie antwortete: Es gehe nun mal nicht immer um mich. Sie sei ihr Leben lang gedemütigt worden. Ich weiss, ich habe als Mutter viele Fehler gemacht – viele auch im guten Glauben, es richtig zu machen. Aber ich bin kein Mensch, der andere demütigt. Leider konnte ich die ganzen vier Jahre nie mit meiner Tochter reden.

Als einzige Ursache für den Abbruch sehe ich die psychiatrische Behandlung, die meine Tochter drei Monate zuvor begonnen hatte. Sie war nach einem Umzug mit Kind, Hund und Arbeit psychisch und physisch völlig überlastet, und ich fand diese Hilfe sehr gut. Von Dritten vernahm ich später, dass ihr die Psychiaterin den Abbruch empfohlen hatte. Sie riet dies auch einer Freundin meiner Tochter, die das aber nicht befolgte. Meine Tochter brach den Kontakt zu allen ab, die mit mir in

Verbindung stehen, auch zu ihrer Schwester und ihrem Vater.

Sandy war ein fröhliches, unkompliziertes Kind und wusste schon sehr früh, was sie wollte oder nicht wollte. Sie war ehrgeizig und perfektionistisch. Wir gerieten höchstens aneinander, wenn ich ihre Hausaufgaben machen sollte, weil sie ihre eigene Leistung als ungenügend empfand. Dabei war sie eine sehr gute Schülerin, eine der besten.

### «Sie wollte nie streiten»

Das alles änderte sich schlagartig, als sich mein Mann und ich trennten. Er zog ins Ausland, und sie sah ihn nur noch selten. Sandy verschloss sich, und man kam nicht mehr an sie heran. Andererseits wollte sie mich, sobald sie zu Hause war, immer in ihrer Nähe, ich sollte ständig für sie da sein. Heute weiss ich, dass sie wahrscheinlich panische Angst hatte, dass ich sie auch verlassen könnte. Als sie vierzehn Jahre alt war, lernte ich meinen neuen Mann kennen. Aus ihrer Sicht hat sie mich damals wahrscheinlich ein Stück weit verloren. Ich suchte mir psychologische Hilfe, Sandy war aber damals für fachliche Hilfe nicht zugänglich. Sie war ein eher introvertierter Mensch, ein Kopfmensch mit wachem Verstand. Wenn man ihr etwas erklärte, was sie logisch fand und verstand, dann akzeptierte sie das. Ich bin extrovertiert und diskutiere gern, kann auch streiten. Sandy dagegen ist sensibel und konnte und wollte nie streiten, in der Pubertät schon gar nicht.

In dieser Zeit kam ich nicht an sie heran. Wenn sie nicht gleicher Meinung war wie ich, machte sie sich einfach aus dem Staub. Erst als sie über 25 Jahre alt war, hatte ich das Gefühl, wir hätten eine gute Beziehung. Ich bin überzeugt, dass ein Abstand zu mir richtig ist, aber nicht ein Abbruch. Ein Abbruch hinterlässt so viele Scherben, die nicht mehr zu kitten sind. Was kann die Psychiatrie für ein Interesse daran haben, eine Therapie zu empfehlen, die so viel kaputt macht und zu einer Hypothek für die kommende Generation wird? Lea kennt ihre ganze Verwandtschaft nicht und weiss nicht einmal, dass sie eine Cousine hat. Sie kennt ihre Wurzeln nicht. Macht eine Psychotherapie Sinn, wenn Kinder später mühsam und vielleicht auch wieder mit psychologischer Hilfe ihre Wurzeln entdecken müssen?

Der Vater von Sandy schreibt, seine Ex-Frau sei eine tolle Mutter und Grossmutter gewesen. «Wir alle waren nicht perfekt, aber lieb und korrekt und haben wie alle Fehler. So war auch unsere <verlorene> Tochter immer lieb und korrekt, und plötzlich war sie weg...»

Und plötzlich war sie weg. Ohne Grund. Kann das stimmen? Psychologen sagen, Kinder, die so etwas täten, seien unsicher gebunden. Sie sind im Innersten nicht ganz sicher, dass die Eltern zu ihnen halten, egal, was

kommt. Sandy erlebte, wie die Ehe der Eltern zerbrach und der geliebte Papi «plötzlich weg» war. Sie klammerte sich an die Mutter, die aber einige Jahre später einen neuen Mann heiratete. Das Kind verschloss sich und ging bei einem Streit jeweils wortlos weg. So ganz grundlos und unerwartet ist das alles vielleicht nicht.

Karin Werdmüller hat das Gefühl, die Psychiaterin habe ihre Tochter dazu gebracht, mit der Mutter zu brechen. Gibt es eine Schule in der Psychiatrie, die den Patienten diesen radikalen Schnitt empfiehlt? Kann es für einen Patienten heilsam sein, seine Wurzeln zu kappen?

### Eltern gehören dazu

«Nein», sagt Hans Kurt, ehemaliger Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie. «Ein Abbruch kann nie heilsam sein. Man ist mit seinen Eltern verbunden, wie auch immer.» Meistens sei ein Abbruch eher belastend. Bei Frauen, die vergewaltigt und schwer misshandelt wurden, könne er verstehen, dass sie auf Distanz gingen. «Wenn man mit seinem Leben zu Rande kommen will, gehören Eltern aber dazu, und waren sie noch so schlimm. Mindestens haben sie einem das Leben gegeben», so der Facharzt Psychiatrie und Psychotherapie.

Gibt es eine Schule innerhalb der Psychiatrie, die den Beziehungsabbruch vertritt? «Nein, die gibt es nicht», sagt Kurt. Aber in einer Psychoanalyse, in der man sich sehr auf den Einzelpatienten konzentriert, könne es passieren, dass ein Arzt in eine anwaltschaftliche Haltung hineingerate, so dass er die Aussenwelt wie sein Patient als feindlich erlebe.

Sicher sei es in einer schwierigen Beziehung gut, vielleicht mal eine Zeitlang auf Distanz zu gehen und nicht mehr jede Woche zu telefonieren. «Das hat auch mit Erwachsenwerden zu tun.» Das Ziel sei, nachher auf andere Art mit den Eltern reden zu können.

Ursula Berlinger empfängt ebenfalls bei sich zu Hause. Ein hübsches Haus in der Ostschweiz. Hier ist die Trauer greifbar, Tränen fliessen im Gespräch, man spürt auch eine grosse Wut.

**M**eine Tochter und die drei Enkelinnen kamen im Oktober 2011 zum letzten Mal auf Besuch. Ich glaubte, dass sie den seit jenem Frühjahr gestörten Kontakt wieder aufnehmen würde. Leider war dem nicht so. Während des kurzen Besuches spielten die Kinder wie immer und genossen es, wieder einmal bei der Grossmutter und dem anwesenden Onkel zu Besuch zu sein. Meine Tochter aber demütigte mich mehrmals, bis ich weinte. Auf meine Frage, ob die Kinder bei uns bleiben dürften, während sie in der Nähe eine Besorgung machte, antwortete sie: «Nein.» – «Warum nicht?» –

«Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig.» Ich bin überzeugt, sie musste so schroff sein, sonst wären ihr die Tränen gekommen. Ich bin, mehr als ein Jahr später, auch sicher, dass sie von ihrem Mann den Auftrag hatte, vom Elternhaus Abschied zu nehmen.

Drei Wochen danach bat meine Heilpraktikerin unsere Tochter, an einer Mediation teilzunehmen. Schon als sie ins Zimmer trat, war ihre Aggression deutlich spürbar. Sie putzte mich eine Stunde lang runter. Auf keine meiner vielen Fragen erhielt ich eine Antwort. Keine Erklärung, warum wir die Enkelinnen nicht mehr sehen dürfen, warum sie das Telefon nicht abnimmt und auf nichts reagiert.

Anfangs war alles anders gewesen. Mehr als sieben Jahre lang hüteten wir die Kinder regelmässig. Wir halfen beim Zügeln. Bei den Geburten gingen wir nicht in die Ferien, damit wir uns um die Grösseren kümmern konnten. Wir haben uns stark eingesetzt. Die Enkelinnen lieben uns.

Im Frühling 2011 passierte etwas, was ich bis heute nicht verstehe. Unser Sohn, der Götti der ältesten Enkelin, fragte seine Schwester, ob er Maya\* in den Zirkus einladen dürfe. Sie sagte zu, die Billette waren gezahlt, das Kind freute sich. Eine Viertelstunde später rief unsere

---

### «So unterwürfig kenne ich sie nicht. Sie war ein originelles Kind, voller Ideen.»

---

Tochter ihn wieder an und sagte, Maya dürfe nicht mit ihm in den Zirkus, er komme ihr zu nahe.

Auf die Frage, warum sie erst zugesagt habe, sagte sie, sie habe dann eben ein blödes Gefühl bekommen. Mir sagte sie wörtlich: «mit so einem Typ im dunklen Zelt». Meine Welt kam ins Wanken, und unser Sohn weinte und war ausser sich über so eine Unterstellung. Mir war klar, wer dahinter stand. Ihr Mann. Er hat in der Partnerschaft das Sagen.

Wir liessen das Wochenende vorbeigehen und versuchten am Montagabend, Klärung zu schaffen. Da meine Tochter am Telefon sagte, sie habe keine Zeit, entschloss ich mich, vorbeizugehen und Maya zu fragen, ob mit dem Götti etwas nicht gut sei. Alles sei gut, sagte das Kind. Doch das wollte unser Schwiegersohn nicht hören. Er hiess mich ohne die Kinder in den oberen Stock kommen und zog über meinen Sohn her, dass Gott erbarm. Er könne nichts, er sei nichts, vor so einem Menschen müsse er keine Achtung haben. Ich weinte. Er sagte, dass ich nun wohl sicher den Kontakt mit meinem Sohn abbrechen werde. Meine Tochter, die inzwischen dazugekommen war, sagte nichts.

Mein Sohn verlangte eine Entschuldigung im Beisein von Maya, sonst werde er Anzeige wegen übler Nachrede erstatten. Der Schwie-

gersohn bekam kalte Füsse und entschuldigte sich. Dafür zog er vor den Kindern und vor meiner Tochter über mich her: Ich sei gaga und dürfe erst wieder telefonieren, wenn mein Mann gestorben sei.

Unsere Tochter sagte nur: «Du kannst mir doch den Kontakt zu meinen Eltern nicht verbieten.» Er sagte nichts. Ein scharfer Blick von ihm, und sie weiss, was gilt. So unterwürfig kenne ich sie nicht. Sie war ein originelles Kind, voller Ideen. Sie hatte einen harten Kopf, war aber gleichzeitig sehr sensibel.

### «Bisch nümme Götti!»

Seit dem «Zirkusvorfall» werde ich von meiner Tochter demütigend behandelt. Sie gab mir den Schlüssel zurück und wollte auch ihren retour. Ich telefonierte, schrieb und stand auch ein paarmal vor ihrem Haus, weil ich herausfinden wollte, was der Grund für das komische Verhalten ist. Ich weiss es bis heute nicht. Vielleicht steht die eifersüchtige Schwiegermutter dahinter, die mir sagte, sie habe immer gesagt, unser Sohn sei eine Gefahr für Maya. Sie ist wohl neidisch, weil man ihr die Kinder (auch die des anderen Sohnes) nicht anvertraut. Der Vater des Schwiegersohns beging vor rund drei Jahren Selbstmord.

Das Ganze beängstigt uns. Wir leiden unsäglich, weil wir die Mädchen nicht mehr sehen dürfen und auch unsere Tochter nicht mehr sehen. Ihr Mann akzeptiert nicht einmal kurze Gespräche mit den Kindern auf dem Schulweg. Einmal kreuzte er mich, als ich mit dem Auto auf dem Weg zur Schule war. Er verfolgte mich und schlug mir auf einem Parkplatz die Aussenspiegel am Auto ab. Unserem Sohn schrieb er eine SMS: «Figg di – bisch nümme Götti!» Ein Klärungsversuch des Göttis quittierte er mit einem Faustschlag ins Gesicht. Warum werden wir so verjagt? Was dürfen wir nicht sehen?

Dölf Aebersold ist Familientherapeut. Er sagt, Kinder, die ihre Eltern «verlassen», hätten selber etwas Verlassenes, Einsames. Es fehle ihnen die emotionale Sicherheit in der Familie. Das Davonlaufen sei eine Art Selbstschutz. Weil das Kind fürchte, es könnte erneut fallengelassen werden, sage es sich: «Eigentlich will ich die ja auch nicht mehr sehen.» «Es dämpft so den Schmerz», sagt Aebersold.

Junge Menschen tun sich dann oft in Gruppen von Gleichaltrigen zusammen, weil der Mensch Geborgenheit braucht. Oder man begibt sich, wie die Tochter von Frau Berlinger, in die Abhängigkeit eines dominierenden Partners.

\*Namen geändert



# Das Land hebt sich

Wenn die grossen Eisschilde der Welt wegen der Erderwärmung schmelzen, steigt der Meeresspiegel – allerdings nicht überall. An einigen Küsten geht er sogar zurück.

Von Alex Reichmuth

Vor einigen Tagen vermeldete die Universität Zürich Folgendes: Laut einer neuen Studie ist der beobachtete Meeresspiegel-Anstieg zu je einem Drittel auf das Schmelzen von Gletschern, das Schmelzen grosser Eisschilde (Grönland, Westantarktis) und die thermische Ausdehnung des Meerwassers zurückzuführen. Kein Thema war in dieser Meldung, dass schmelzendes Eis keineswegs überall zu höheren Pegelständen führen muss, sondern auch ein Absinken des Meeresspiegels bewirken kann – zumindest an einigen Küsten. Wäre es zum Beispiel möglich, an der Küste Grönlands das Abschmelzen des mächtigen grönländischen Eisschildes während einiger Jahrhunderte im Zeitraffer mitzerleben, könnte man gleichzeitig ein Zurückweichen des Meeres um bis zu hundert Höhenmeter beobachten.

## Das Wasser weicht zurück

Diese wissenschaftliche Erkenntnis widerspricht jeder Intuition. Man denkt beim Meeresspiegel vielmehr an eine völlig ebene Fläche, die sich gleichmässig hebt, wenn Wasser zufließt. Die Gezeiten zeigen allerdings, dass die Vorstellung einer Meeresoberfläche auf gleicher Höhe falsch sein muss. Doch es ist nicht nur die Gravitationskraft des Mondes (die für Flut und Ebbe verantwortlich ist), die zur Bildung von Bergen und Tälern im Meer führt. Jegliche Masse zieht eine andere Masse an. So übt auch ein Eispanzer, der auf einem Festland liegt, auf das Wasser des umgebenden Meeres eine Anziehungskraft aus. Dieses Wasser wird darum an den Rand des Eisschildes gezogen, was sich in einem höheren Pegel zeigt. Schmilzt aber das Eis, so schwindet auch die Anziehungskraft: Das Wasser weicht zurück, der Pegel sinkt. Dieses Phänomen beschrieb der amerikanische Physiker Robert Woodward 1888 zum ersten Mal. Doch es dauerte über hundert Jahre, bis es zu Allgemeinwissen der Forscher wurde. «Es kommt noch oft vor, dass die Leute schockiert sind, wenn ich in Vorträgen erkläre, dass der Meeresspiegel in der Nähe von schmelzenden Eisschilden sinkt», erklärte der US-Geophysiker Jerry Mitrovica jüngst gegenüber dem Magazin *New Scientist*.

Doch es gibt einen Effekt, der bei schmelzenden Eisschilden noch viel deutlicher den Meeresspiegel in der Umgebung sinken lässt: die sogenannte Landhebung. Grosse, mehrere Kilometer dicke Eisschilde drücken mit ihrem Gewicht die darunter liegende Erdkruste nach unten – ähnlich einem schweren Gegenstand,

der in einem gespannten Netz liegt. Schmilzt der Eispanzer, wird der Untergrund entlastet. Das Land hebt sich, was ein (relatives) Absinken des Meeresspiegels bewirkt.

Während der letzten Eiszeit drückten gewaltige Eismassen in Nordamerika, Nordeuropa und Sibirien die Erdkruste um 500 bis 800 Meter nach unten. Vor 20 000 Jahren begann dieses Eis zu schmelzen, und die postglaziale Landhebung setzte ein. Auch wenn das meiste Eis längst verschwunden ist, hebt sich der Untergrund auch heute noch weiter an: Der Erdmantel verhält sich wie eine zähe Flüssigkeit, was zu einer verzögerten Reaktion führt. In Teilen Skandinaviens oder Kanadas beträgt die postglaziale Landhebung gegenwärtig noch immer einen Zentimeter pro Jahr. Das hinterlässt Spuren: Grosse Teile Finnlands waren früher noch unter Wasser. Der schwedische Mälarsee in der Nähe von Stockholm war lange Zeit mit der Ostsee verbunden und wurde erst im 12. Jahrhundert von ihr abgeschnitten. In Schweden gibt es auch prähistorische Fischersiedlungen, die ursprünglich am Meeresufer lagen, heute aber infolge der Landhebung deutlich davon entfernt sind.

Sollte der drei Kilometer dicke Eisschild, der heute auf Grönland liegt, wegen des Klimawandels schmelzen, stiege der Meeresspiegel weltweit zwar um etwa sieben Meter. Aber das

ist nur ein Durchschnittswert: Wegen der nachlassenden Gravitation und der Landhebung würde das Meer vor Grönland wie erwähnt um bis zu hundert (Höhen-)Meter zurückweichen. An der Küste Schottlands wären es immerhin noch drei Meter. Im südlicheren Europa würde der Pegel zwar steigen – aber je nach Lage deutlich weniger als sieben Meter. Dafür müsste die übrige Welt mit einem überdurchschnittlichen Anstieg klarkommen: In Südamerika betrüge dieser etwa zehn Meter.

Auch der westantarktische Eisschild könnte infolge der Erderwärmung dahinschmelzen. (Der Eispanzer der Antarktis insgesamt ist nicht in Gefahr.) Wiederum fele die Pegelerhöhung in dessen Nähe, also im südpolaren Meer, kleiner aus als die drei bis sechs Meter, die im Durchschnitt zu erwarten wären. Weiter im Norden müsste man hingegen mit einer überdurchschnittlichen Erhöhung rechnen.

Schmelzen sowohl der grönländische wie der westantarktische Eispanzer, überlagern sich die Effekte: In Äquatornähe stiege der Meeresspiegel besonders stark, während der Anstieg gegen die Pole hin immer kleiner (oder sogar negativ) ausfiele. Klar ist jedenfalls – da sind sich die Forscher einig –, dass es trotz Erderwärmung mehrere Jahrhunderte bis Jahrtausende dauert, bis Grönland oder die Westantarktis eisfrei sind. ○



Der Pegel sinkt: eisige Landschaft Grönlands.

# Ich bin dann mal weg

Der Südafrikaner Johann Rupert herrscht über exquisite Schweizer Uhrenmarken wie Vacheron Constantin oder IWC, und sein Konzern ist mehr wert als eine Grossbank. Nun gönnt er sich ein Sabbatical. Wer ist der Mann, der sich solches leistet? Von René Lüchinger



«Millenniumereignis»: Richemont-Gründer Rupert.

Tage gibt es, da müssen sich selbst gutbestallte Firmenbesitzer fühlen wie an Weihnachten. Vergangene Woche war so einer für Johann Rupert, Mehrheitseigner und Präsident des Genfer Uhren- und Schmuckkonzerns Richemont. Als er die Geschäftszahlen bekanntgab – zehn Milliarden Euro Umsatz, zwei Milliarden Gewinn –, sprang die Aktie an der Börse um weit über zehn Prozent in die Höhe, innert einem Jahr fünf hat sich der Aktienkurs verdreifacht, die Börsenkapitalisierung liegt inzwischen höher als jene der Grossbank Credit Suisse. Kaum eine andere Schweizer Aktie hat dem Anleger in jüngster Zeit mehr Freude bereitet als die von Richemont. Und weil darüber auch die Freude bei Johann Rupert gross sein dürfte, gönnt er sich nun ein einjähriges Sabbatical.

Im Jahr 1988 war es gewesen, als der gebürtige Südafrikaner Johann Rupert im Genfer Hotel «Le Richemond» nächtigte und ihm am nächsten Morgen eine stolze Rechnung über 1400 Franken mit dem Hinweis präsentiert wurde, das «Richemond» sei eben ein Luxushotel – und das hat sich der Gast offensichtlich gemerkt. Der war nämlich gerade dabei, die ausserhalb der südafrikanischen Heimat domizilierten Gesellschaften der Familie Rupert in einer neuen Holding zu bündeln, und dafür brauchte er noch einen schön nach Luxus klingenden Namen, schliesslich handelte es sich

da um exquisite Schmuck- und Uhrenmarken wie Cartier oder Piaget, um Tabakbrands wie Peter Stuyvesant, Dunhill oder auch Parisienne, und es ging nicht zuletzt auch um seinen Platz in der Familienfirma neben dem omnipräsenten Vater und Firmengründer Anton Rupert. So wurde in Anlehnung an den Hotelnamen «Richemond» bei Johann Rupert der Luxusgüterkonzern Richemont eine Spielwiese für den Sohn, etwas abseits des grossen unternehmerischen Aktionsradius des Vaters.

Anton Rupert, heisst es in einer vor Jahren in Südafrika erschienenen gleichnamigen Biografie über den Rupert-Clan, sei von der Depression der 1920er Jahre stark geprägt gewesen, als er in Stellenbosch, einer Provinzstadt an Südafrikas Westkap, in einer Garage unternehmerische Aktivitäten zu entwickeln begann – der Vater drehte damals, in den 1940er Jahren, Zigaretten, weil die, wie er sagte, auch in jeder Krise gekauft würden. Dabei entwickelte er durchaus auch ein Faible für das Branding – als er in der *New York Times* einmal einen Artikel über den Gründer New Yorks gelesen hatte, liess er dessen Namen weltweit schützen, und daraus wurde die Zigarettenmarke Peter Stuyvesant. Tüchtig war der Vater und derart erfolgreich, dass er schliesslich über ein breites Firmenimperium an Tabak- und Luxusfirmen gebot, über grosse Latifundien und Weingüter in seiner Heimat, über Beteili-

gungen an Spitälern oder Banken und darob ähnlich märchenhaft reich wurde wie die im Diamantenbusiness tätige, ebenfalls südafrikanische Familie Oppenheimer.

## «Unter einem grossen Baum wächst nichts»

Als der Vater seinen damals 35-jährigen ältesten Sohn Johann vor rund 25 Jahren anfragte, ob er in das Familienbusiness einsteigen wolle, erinnerte sich dieser an eine Weisheit der Zulu: «Unter einem grossen Baum wächst nichts.» Also stellte er eine Bedingung: Er wollte seinen Baum weit weg von der Heimat, ausserhalb Südafrikas, pflanzen und die internationalen Geschäfte der Familie im Ausland als eigenständige Unternehmen führen – nicht zuletzt auch, um das Familiensilber vor allfälligen internationalen Sanktionen gegen das Apartheidregime zu schützen. Nach diesem Gesichtspunkt wurde auch der Standort des Richemont-Hauptquartiers ausgewählt: die neutrale Schweiz.

«Direkt, offen, aggressiv», urteilte einst die *Bilanz*, trieb Johann Rupert seither seine Geschäfte voran, seit dem Tod des Vaters 2006 als Alleinverantwortlicher. Als Startrampe für die internationale Expansion im Luxusgütermarkt diente ihm dabei Cartier – der Vater konnte im Jahr 1972 den prestigeträchtigen Pariser Juwelier übernehmen, und seither sammelt auch der Sohn Luxusmarken mit globaler Ausstrahlung. 1989 etwa ein kleines Juwel aus dem kleinen jurassischen Dorf La Côte-aux-Fées: den Uhren- und Schmuckhersteller Piaget, sieben Jahre später Vacheron Constantin, die einzige Uhrenmanufaktur der Welt, die seit 1755, trotz Kriegen und Krisen, ohne Unterbruch Uhren herstellt. Als im Jahr 2000 mit Les Manufactures Horlogères (LMH) die dort gebündelten Uhrenmarken Jaeger-LeCoultre, IWC sowie A. Lange & Söhne über eine Auktion auf den Markt kamen, boten sie alle mit: die Swatch Group ebenso wie die französische PPR-Holding (Brioni, Gucci) oder das ebenfalls französische LVMH-Imperium des Bernard Arnault – und am Schluss erhielt Johann Rupert den Zuschlag. Ein drei Milliarden Franken teures «Millenniumereignis», notierte damals die *NZZ*.

Der Mann der Luxuszeitmesser denkt ohnehin in anderen Zeitdimensionen. Er hält es eher mit dem begnadeten US-Investor Warren Buffett: Wie dieser kauft Johann Rupert Geschäfte, nicht kurzfristige Aktienengagements. Wer so denkt, kennt den Wert der Zeit. Und wer den Wert der Zeit kennt, nimmt sich eben auch einmal die Freiheit einer kurzfristigen Auszeit. ○



1960

## Wie Frauen schwindeln

Ob Modehefte, Strümpfe oder Schokolade – wollte sich eine Ehefrau eine kleine Extravaganz leisten, musste sie ihren Mann um Geld bitten. Die meisten Frauen wussten sich jedoch selber zu helfen. Mit cleveren Tricks oder dem heimlichen Griff in seine Brieftasche.

Zwei Frauen gehen zum Coiffeur, um sich Zfrische Dauerwellen machen zu lassen. Die Dauerwellen kosten 45 Franken, doch die eine Frau bittet den Coiffeur: «Schreiben Sie 70 Franken auf das Nötchen – es ist wegen meinem Mann.» Die andere Frau hingegen zerreisst die Rechnung und schreibt «Dauerwellen – 30 Franken» ins Haushaltungsbuch. Auch wegen dem Mann. Nun hat die eine Frau 30 Franken «erspart», die sie im Laufe der nächsten Woche für Schokolade, Strümpfe, Kinobesuche, Modehefte usw. verplempert, die andere Frau aber hat 15 Franken Defizit, eine Schuld, die sie am Essen absparen wird. Muss das wirklich so sein? Müssen Frauen schwindeln, um zu Dauerwellen, respektive um zu Schokolade und zu Modeheften zu kommen?

«Natürlich würde mein Mann auch 45 Franken für die Dauerwellen bezahlen», erklärt die Frau mit den 15 Franken Defizit. «Aber dann gäbe es wieder eine endlos lange Diskussion. Mein Mann würde sagen, die Frauen seien zu anspruchsvoll, und er müsse bald den halben Monat lang für meine Föhnchen und für meinen kosmetischen Aufwand arbeiten.» Die Frau mit den 25 ersparten Franken aber erklärt: «Natürlich gibt mir mein Mann Geld für Kinobesuche, für Strümpfe und für sonstige kleine Auslagen, doch ich muss ihn jedesmal extra darum bitten, das heisst, ich muss einen Moment abwarten, in dem er gutgelaunt ist, weder Zeitung liest, noch Radio hört, noch auf dem Sofa liegt und – in dem er die Brieftasche griffbereit hat. Sie ahnen nicht, wie mühselig und langweilig das sein kann.» Beide Männer, sowohl der sparsame als auch der grosszügige Stör-mich-nicht-Pascha, wären sehr erstaunt, wenn sie die Klagen ihrer Gattinnen hören könnten. Sie sind der Auffassung, sie täten ihr Bestes zum Wohl der Familie, ihre Frauen hätten alles, und schliesslich seien sie verantwortlich für die Balance des Haushalt-Budgets.

### Frauen neigen zu Extravaganzen

Doch die Schweizerin hat vor ihrer Heirat in den meisten Fällen sehr unabhängig gelebt. Sie hat ein eigenes Einkommen gehabt, über das sie frei verfügen konnte, und natürlich hat sie sich auch ein paar kleine Extravaganzen angewöhnt. Anscheinend neigen Frauen nämlich viel eher zu kleinen Extravaganzen als Männer. Ein Mann ist ein passionierter Brief-

markensammler, ein regelmässiger Sport-To-to-Spieler oder ein leidenschaftlicher Jäger, kurz, er betreibt selbst seine Hobbies mit System. Ganz anders die Frauen. Selbst wenn sie eine grosse Liebhaberei haben, der sie das ganze Leben lang treu bleiben, so lassen sie sich daneben doch immer wieder zu allen möglichen Versuchen und Tändeleien verführen. Sie kleben probeweise ein paar Blumenbilder, sie kaufen aus einer Laune heraus eine Tennisausrüstung, eine Pelzmütze oder ein Stofftier, oder sie träumen plötzlich von einer Reise



Kein echter Mann versteht, wieso und warum.

nach Kreta. Doch bald sind ihnen die Blumenbilder verleidet, bald ist ihnen das Tennisspielen zu anstrengend und das Stofftier zu kitschig, und dann fangen sie etwas Neues an. Kein echter Mann versteht, wieso und warum.

Andererseits rechnen Frauen in der Regel viel kleinlicher als Männer. Sie sind erpicht auf Sparpackungen, Reklamesgeschenke und auf Ausverkäufe, sie wissen genau, welche Schachtel mehr Waschpulver enthält und welche Teigwarensorte die ausgiebigere ist, und sie kaufen garantiert das Rentabelste. Einsparen am Essen ist daher für die meisten Frauen kein Problem. Sie verstehen es meisterlich, mit

Fünfrappenstückchen zu jonglieren, was Männer eher kläglich finden. Ihre grosse Stärke sind die kleinen Einsparungen, ihre grosse Schwäche – wie wir gesehen haben – die kleinen Extrausgaben. Männer hingegen rechnen lieber im Grossen. Sie streichen kategorisch die kleinen Dummheiten und kaufen dafür einen teuren Rennwagen (lies eine grosse Dummheit). Selbst in der besten Ehe sind sich die Partner kaum je 100prozentig einig in Finanzfragen. Spielt der Mann den Westentaschen-Napoleon, so ist die Frau entweder unglücklich, oder sie sucht nach Auswegen.

### Der Griff in die Brieftasche

Jeder Mann, der gelegentlich eine Spesennote schreibt, weiss, was mit dem «geduldigen Haushaltbuch» gemeint ist. Es lassen sich darin die unglaublichsten Dinge unterbringen, ohne dass selbst ein Sherlock Holmes auch nur die geringste verdächtige Spur entdecken könnte. Anfängerinnen verbergen ihre Schneiderrechnungen unter dem Fleisch und dem Gemüse, Fortgeschrittene lassen sich Rechnungen fälschen, ja es gibt sogar nicht wenige Frauen, die offen zugeben, ihrem Gatten gelegentlich eine Kleinigkeit aus der Brieftasche zu mausen. Man betrachtet das in den besseren Tea Rooms durchaus als ladylike.

Gewiss, das alles klingt nicht sehr melodisch für ein Volk, das sich selbst gerne für das ehrlichste Volk der Welt hält. Man möchte gerne sagen, dass es sich bei den zurechtgestutzten Haushaltbüchern um Ausnahmen handelt, doch leider sind sie die Regel. Fast nur jene Frauen, die als «Finanzminister» der Familie walten, schreiben korrekt auf, die anderen machen es wie die Kellner in gewissen Nachtlokalen: sie addieren alles mögliche.

Aber auch die Männer machen in der Affäre keine gute Figur. Warum sind sie ihren Gattinnen gegenüber oft viel kleinlicher als gegenüber ihren Angestellten? Warum gewähren sie nicht auch ihren Gattinnen ein Spesenkonto für persönliche Auslagen? Es könnte bestimmt viel Ärger erspart werden, und der Haushalt käme nicht teurer. Im Gegenteil, die Dauerwellen würden vielleicht sogar billiger ...

Der Text der Autorin Ch. Chappuis erschien in der Rubrik «Die Frau von heute» in der *Weltwoche* vom 22. Januar 1960.

## Anbetung des Herrn

Von Daniele Muscionico

Wie er uns schmissig ansieht, der König der Könige. Das rechte Beinchen schon in der richtigen Pose. Das Flaumhaar gescheitelt, wie es sein soll. Offiziere der Waffen-SS und der Wehrmacht stehen um Mutter Aria und ihren Sohn. Ihre Blicke sind auf ihn geheftet, und auch wir bestaunen so viel Selbstbewusstsein, sein entschlossenes Gesicht, sein vielversprechendes Geschlecht, die Reinheit des Geblüts – und das seiner perfekt-idealen Mutter.

«Epiphanie» heisst das über drei Meter messende Gemälde des Österreichers Gottfried Helnwein. Epiphanie? Das ist die unvermutete Erscheinung oder Selbstoffenbarung einer Gottheit vor den Menschen. Ein klassisches Motiv aus der Kunstgeschichte, das der Maler uminterpretiert zum Motiv der Fleischwerdung menschlicher Abgründe – der Geburt des absolut Bösen.

Helnwein wurde bekannt mit seinen hyperrealistischen Darstellungen von verwundeten und bandagierten Kindern. Man schimpft ihn einen Provokateur, und die Gründe dafür sind mit diesem Bild auch für Unwissende benannt. Helnwein gilt als einer der umstrittensten Künstler nach dem Zweiten Weltkrieg – und als einer der wichtigsten, dem die Wiener Albertina jetzt eine umfassende Ausstellung ausrichtet.

Gottfried Helnwein oder die Ästhetik der Angst. Er erfand das kritische Historienbild, in dem die Fratze des Nationalsozialismus in verführerischer Schönheit als Teil des Heute begriffen wird. Doch noch radikaler an diesem Künstler ist, dass er in Deutschland erstmals eine christliche Ikonografie zitierte, die ihrerseits zum Ziel einer Zeitkritik wird.

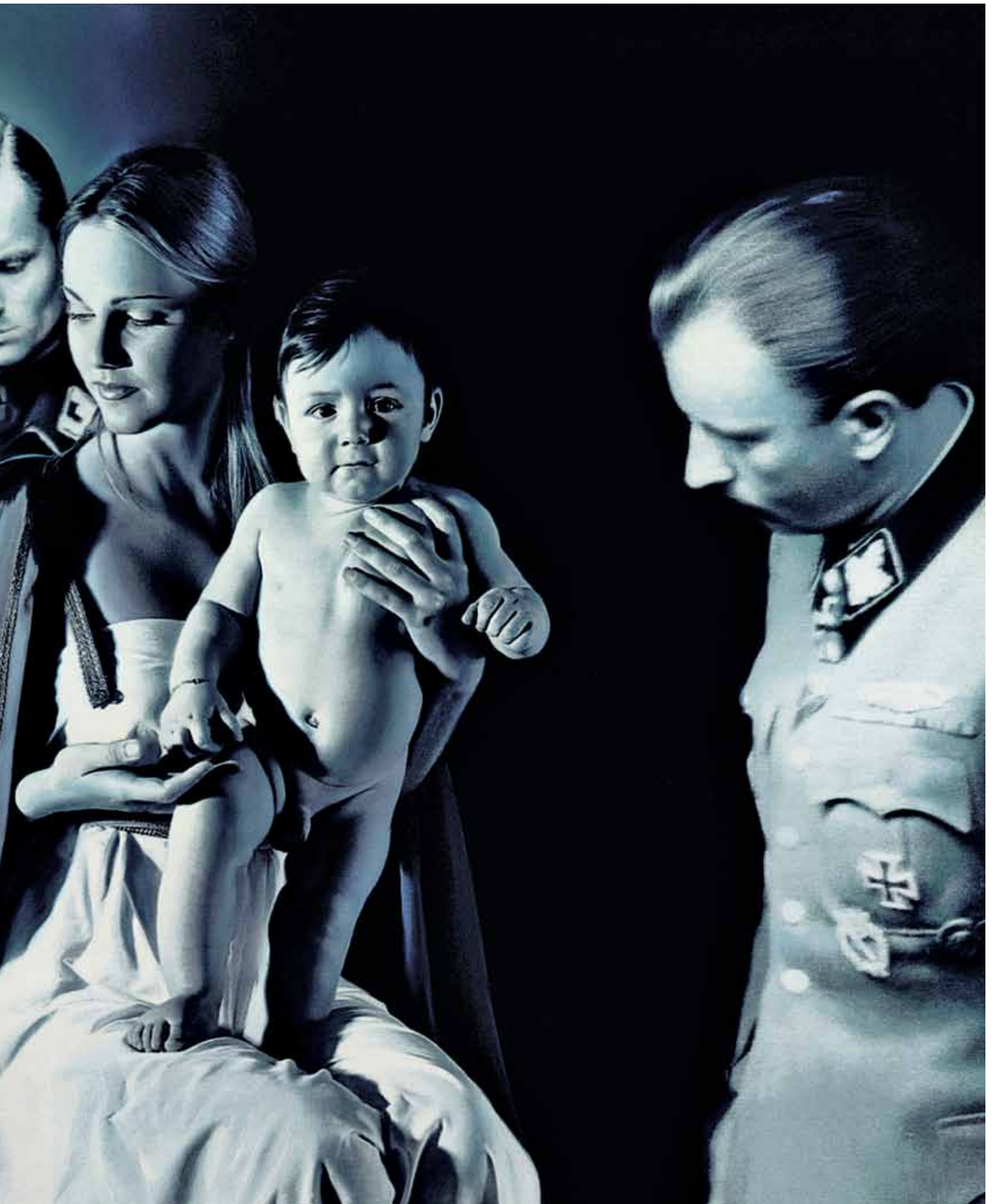
Angst und Schönheit, ein altes unheilvolles, ein neues unheilvolles Paar. Angst und Schönheit, Schönheit und Angst, dunkle Geschwister, alchemistische Brandbeschleuniger. Aus der Zweiheit, mit der Zweiheit wird Politik gemacht, damals wie heute. Helnwein weiss, was die moderne Gesellschaft im Innersten zusammenhält: Angst und Schönheit – oder zumindest unsere Anfälligkeit dafür.

Tiefe Schatten, helle Zonen, herausgeschnitten aus der Dunkelheit. Die Darstellung der Schattenseiten ist umso verstörender, je schöner und ruhiger sie sind. «Epiphanie» feiert den Schmerz und die Wunde als Moment erhabener Melancholie.



Gottfried Helnwein: 25. Mai bis 13. Oktober, Albertina, Wien

Ästhetik der Angst: Gottfried Helnweins «Epiphanie», 2013.



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Dan Brown:** *Inferno (Bastei Lübbe)*
- 2 (1) **Jonas Jonasson:** *Der Hundertjährige ... (Carl's Books)*
- 3 (2) **Jean-Luc Bannalec:** *Bretonische Brandung (Kiepenheuer & Witsch)*
- 4 (3) **Martin Walker:** *Femme fatale (Diogenes)*
- 5 (4) **Tess Gerritsen:** *Abendruh (Limes)*
- 6 (6) **Blanca Imboden:** *Wandern ist doof (Wörterseh)*
- 7 (–) **Susan Elizabeth Philips:** *Wer ja sagt, muss sich wirklich trauen (Blanvalet)*
- 8 (8) **Jean-Luc Bannalec:** *Bretonische Verhältnisse (Kiepenheuer & Witsch)*
- 9 (7) **Viveca Sten:** *Mörderische Schärenächte (Kiepenheuer & Witsch)*
- 10 (5) **Christian Schmid:** *Blas mer i d Schue (Cosmos)*

### Sachbücher

- 1 (2) **Alain de Botton:** *Religion für Atheisten (S. Fischer)*
- 2 (1) **Wilfried Meichtry:** *Mani Matter (Nagel & Kimche)*
- 3 (7) **Rolf Dobelli:** *Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)*
- 4 (3) **Jamie Purviance:** *Weber's Grillbibel (Gräfe und Unzer)*
- 5 (6) **Jacky Gehring:** *Body Reset – Das Erfolgsprogramm (Weltbild)*
- 6 (5) **Jacky Gehring:** *Body Reset – Das Kochbuch (Weltbild)*
- 7 (–) **Rolf Dobelli:** *Die Kunst des klugen Handelns (Hanser)*
- 8 (10) **Eben Alexander:** *Blick in die Ewigkeit (Ansata)*
- 9 (4) **Richard David Precht:** *Anna, die Schule und der liebe Gott (Goldmann)*
- 10 (–) **Tanja Grandits:** *Gewürze (AT)*

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Ausreden

Noch vor wenigen Jahren wussten wir, weshalb die Schweiz beim Eurovision Song Contest immer auf einem der hintersten Ränge landet: Die osteuropäischen Länder würden sich konspirativ gegenseitig die Punkte zuschieben. Nachdem bei den letzten fünf Austragungen vier Mal ein westeuropäisches Land gewonnen hat, verfängt diese Erklärung nicht mehr. Auf der Suche nach einer neuen Ausrede könnten wir uns an Deutschland orientieren. Der ARD-Unterhaltungskoordinator führte das schlechte Resultat Deutschlands auf Angela Merkel und die EU-Sparpolitik zurück. Bei uns könnte man je nach politischer Ausrichtung Christoph Blocher oder Eveline Widmer-Schlumpf für das jährliche Gesangsdebakel verantwortlich machen. Hauptsache, man muss nicht aussprechen: «Unsere Beiträge sind einfach nicht gut genug.» (rb)

## Literatur

# Nur einer hebt die Faust nicht

Der Schriftsteller Navid Kermani veröffentlicht seine Reportagen von den Brennpunkten der Erde. Von Hans-Peter Kunisch



«Primi, Secondi, Dolci»: Autor Kermani.

Zu den grossen Stärken des Schriftstellers Navid Kermani gehört sein Augenmerk für skurrile Details. Der Leiter des Auffanglagers auf Lampedusa, der kleinen italienischen Insel vor Sizilien, auf der die glücklicheren der tunesischen Boat-People stranden, ist nur eine Nebenfigur, aber sofort im Bild: Auf dreissig Quadratmetern wird Fussball gespielt, mit Plastikflaschen als Pfosten. «Das Spiel trägt zur Gelöstheit der Stimmung bei, sagt der junge Direktor, der sich ständig die langen Haare von der grossen Sonnenbrille streicht, das Hemd vier Knöpfe offen, Jeans mit breitem Designergürtel, spitze Lederschuhe.» Das passt.

Viele italienische Lager vor grossen Städten «sind Dritte Welt, Slums, mit allem, was dazugehört – Sperrholzwände und Wellblechdächer, kein Wasser, keine Kanalisation, Morast». Lampedusa dagegen ist, der exponierten Lage wegen, «eindeutig EU-Verordnung». Das Notwendigste ist da und manchmal ein bisschen mehr: «Primi, Secondi, Dolci, jubelt der Direktor.»

Kermani, 1967 im westdeutschen Siegen geboren, ist ein schreiberisches Mehrfachtalent. Der Herkunft nach Iraner, ist er nicht nur habilitierter Orientalist mit profunder Sachkenntnis. Auch seine ersten literarischen Bücher wie «Vierzig Leben», das in einfacher, konzentrierter Sprache kleine Schicksale erzählt – wie das des Filmvorführers, der am

Kino die Pausen liebt –, wirken in sich so stimmig wie seine jetzt in einem Buch zusammengefassten Reiseberichte. Meist in Kurzfassung zuvor in der *Zeit* erschienen, erstrecken sie sich hier zum Teil über dreissig Seiten. Noch deutlicher sieht man jetzt, was Kermani zum gesuchten Hintergrundberichterstatler in Krisengebieten gemacht hat.

### Im syrischen Kloster

Es ist nicht nur, dass europäische Medien sich seit dem 11. September 2001 plötzlich für Gebiete interessieren, die sie lange vernachlässigt haben, und jetzt tendenziell jeden, der zum Thema Islam etwas beitragen kann, vors Mikrofon zerren. Kermani ist zu Recht zu einem Experten für journalistische Feldforschung geworden, weil er es versteht, so unvoreingenommen und genau wie möglich hinzuschauen, und diesen Blick in eine anschauliche Sprache verwandelt. Er bemüht sich, in einen für ihn selbst erst oft fremden Konflikt geradezu hineinzukriechen, bevor er zur Diagnose kommt.

Typisch etwa, wenn er in Kaschmir mit Mehbooba Mufti spricht, einer «muslimischen Jeanne d'Arc der Diplomatie», und merkt, dass die Antworten künstlich erscheinen, «nicht weil sie ungläubwürdig wirken, sondern weil mir keine Fragen gelingen, die sie nicht vielfach schon beantwortet hat». Kermani schreibt unprätentiös und kenntnisreich, ohne gelegentliche Schwächen zu kaschieren.

Die im Buch erhaltene Syrien-Reportage vom September 2012 ist eine der besten zu dieser Region und hochaktuell. Geschickt bricht Kermani etwa die bekannten Fronten auf, wenn er der Pro-Assad-Haltung der Amtskirche der christlichen Minderheit Syriens die Worte eines Klosterabts gegenüberstellt, der davor warnt, aus Angst vor der Zukunft alles zu tolerieren.

Kermani, im Iran regimekritisch, will immer auch die Gegenseite kennenlernen. So begibt er sich in Teheran auch auf eine Massenveranstaltung, auf der Ajatollah Chamenei spricht. Zehn Minuten lang machen die Einpeitscher die Masse scharf. Nur Kermani hebt die Faust nicht. «Auch wenn mich niemand zu beachten scheint, ist es beängstigend genug, in einer Menge von, sagen wir mal, einer Million zu stehen und als, sagen wir mal, Einziger nicht mitzuschreien.»

Navid Kermani: *Ausnahmestand. Reisen in eine beunruhigte Welt.* C. H. Beck. 252 S., Fr. 29.80

## Tastender Brillenträger

Ray Manzarek war mehr als Jim Morrisons Mann am Fender-Rhodes-Piano. Der eben verstorbene Doors-Mitbegründer hielt die legendäre Band zusammen. *Von Beatrice Schlag*

Sein neunsekündiges Intro zu «Light My Fire» ist einer der legendärsten Liedanfänge der Rockgeschichte. Ray Manzarek, Keyboarder der Doors, komponierte als Auftakt etwas, was mehr an jubelnde barocke Orgelmusik als an Rock erinnert. Wie er dazu gekommen war, erklärte LSD-Fan Manzarek so: «Es muss mir einer der besseren Engel meines Unterbewusstseins zugeflogen sein.» «Light My Fire» wurde 1967 der erste Nr.-1-Hit der Doors. Als der Musiker mit der klassischen Klavierausbildung dafür seinen ersten nennenswerten Tantiemenscheck erhielt, machte er seiner Freundin einen Heiratsantrag. «Sie sagte glücklicherweise ja. Wir kauften ein Haus und ein gutes Klavier.»

Wer Doors sagt, denkt Jim Morrison. Das, sagte Manzarek, habe ihn nie gestört. «Die Doors sind Jim plus drei Kerle, die irgendetwas im Hintergrund machten und die niemand beachtete, weil sie ihre Hüften nicht schwenkten.» Den Einwand, er selber, gross und blond, habe ebenso gut ausgesehen wie Morrison, beantwortete er mit einem Kopfschütteln. «Ich war nicht dieser brütende, schwarzgelockte Zigeuner. Ich hatte immer eine Brille. Mit Brille ist man auf der Bühne nicht sexy. Ausserdem gelten die Keyboarder immer als die Intellektuellen.»

Im Fall der Doors stimmte das nur zur Hälfte. Morrison, sagte Manzarek, sei bril-



«Intellektueller»: Ray Manzarek, 1968.

liant, extrem belesen und überhaupt sehr gebildet gewesen. Die beiden hatten sich während des Filmstudiums an der UCLA in Los Angeles kennengelernt. Als sie sich nach Studienabschluss 1965 zufällig wiedertrafen, spielte Manzarek in einer wenig erfolgreichen Band mit seinen Brüdern. Morrison hatte Songtexte geschrieben. Aber er spielte kein Instrument und war noch nie aufgetreten. Manzarek war von Morrisons Texten fasziniert. Sie beschlossen, eine Band zu gründen, die The Doors heissen sollte, in Anlehnung an Aldous Huxleys Meskalin-Bibel «The Doors of Perception». In einem Meditationskurs lernte Manzarek den Schlagzeuger John Densmore kennen, der seinerseits den Gitarristen und Komponisten Robby Krieger empfahl. Die Suche nach einem geeigneten Bassisten war erfolglos, also spielte Manzarek die Bassklänge auf seinem Keyboard. Der dunkle, unverkennbare, leicht mystische Sound der Doors war die Folge davon.

### «Jims Tragödie war der Alkohol»

Bald zeigte sich, dass Jim Morrison nicht nur eine effektvolle Stimme hatte, sondern auch ein hinreissender Performer war. Die Wirkung des kleinen Sängers in der schwarzen Lederhose auf Frauen war kolossal. «Er erwies sich als Sexmaschine. Alle wollten mit ihm schlafen. Also hörten sie auch seiner Musik zu», sagte Manzarek vor zwei Jahren.

Neben seinem virtuoseren Können als Keyboarder zeichnete sich Mitbegründer Ray Manzarek vor allem durch eines aus: Er hielt die Doors zusammen. Über die häufigen Spannungen in der Band sprach er selten, genauso wenig wie über Morrisons mit dem Erfolg immer unkontrollierbarer werdende Exzesse. Nur an einer Klarstellung lag ihm: «Jims Tragödie waren nicht Drogen, es war der Alkohol.»

Nach Morrisons Tod in Paris am 3. Juli 1971 brachten Manzarek, Densmore und Krieger noch zwei wenig erfolgreiche Alben als «The Doors» heraus, dann lösten sie die Band auf. Manzarek produzierte Alben für verschiedene Bands und ging mit Robby Krieger und Doors-Songs auf Tournee. Nötig hatte es keiner der beiden. Geschätzte 100 Millionen Doors-Alben sind inzwischen verkauft. Und die Nachfrage reisst nicht ab.

Ray Manzarek starb am 20. Mai in einer Klinik im bayrischen Rosenheim an Krebs. Er war 74.

## Picture of the Artists as Young Men

Von Peter Rüedi

Dies scheint eine dieser Editionen für Jäger und Sammler zu sein. Welcher Normalsterbliche tut sich schon 121 Titel und über sechs Stunden Musik an, wo doch jeder weiss: Gesamtausgaben enthalten nun mal nicht nur die Meisterwerke. Allein, schon ab der ersten dieser fünf CDs mit «The Complete Recordings 1952–1957 of Chet Baker & Gerry Mulligan» sind wir verzaubert von diesem schon damals etwas nostalgisch entrückten Intim-Jazz: viel Luft, viel Gelassenheit, wunderbar polyphone Verschlingungen über einer pianolosen Rhythmusgruppe, in der der befreite Bass kühne Kontrapunkte setzt und der Schlagzeuger (Chico Hamilton!) einen filigranen Swing auslegt, der viel mehr ist als Schrummschrumm *as usual*.

Die Reihenfolge im Titel ist irreführend. Baritonsaxofonist Gerry Mulligan war der Chef dieses durchsichtig und austariert improvisierenden Quartetts – nach seinem Beitrag zu Miles Davis' Capitol Orchestra (1949) auch als Arrangeur schon eine Art *rising star* an der West Coast, die er im Sturm eroberte. Chet Baker war der Juniorpartner. Dies waren seine ersten Aufnahmen überhaupt. Aber der Trompeter sollte bald die charismatische Figur werden, weit über den Jazz hinaus, auch durch seinen flüsternden Gesang: das Idol einer Generation wie James Dean, auch und vor allem, weil er, ein Leben lang, in seinem Kampf gegen die Drogensucht die Verkörperung des tragischen Untergehens war.

Damals war, verkehrte Welt, der Junkie noch Mulligan, der nach einer Gefängnisstrafe 1953 clean wurde. Da leitete Chet schon seine eigene Gruppe. Wie auch immer, solche Lebensumstände liessen die Musik aus der kurzen, äusserst produktiven Phase dieses *perfect couple* zeitweise fast vergessen. Sie ist zu vollkommen, als dass die Formeln «West Coast» oder «Cool Jazz» für diesen brüchigen Klassizismus ausreichen. Bemerkenswert ein Album mit Lee Konitz als dritter Melodiestimme, toll einige Titel im Quartett (beide 1953). Allen späteren Wiedervereinigungen fehlt der unschuldige Glanz der frühen Jahre (u. a. Aufnahmen mit der Sängerin Annie Ross, Mitschnitte aus Newport).



Chet Baker & Gerry Mulligan: The Complete Recordings 1952–1957. 5 CDs. Phoenix (Musikvertrieb)

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Epic</b> Regie: Chris Wedge	★★★★☆
2	<b>Iron Man 3</b> Regie: Shane Black	★★★★☆
3	<b>Side Effects</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
4	<b>The Great Gatsby</b> Regie: Baz Luhrman	★★★☆☆
5	<b>Star Trek into Darkness</b> Regie: J. J. Abrams	★★★☆☆
6	<b>Populaire</b> Regie: Régis Roinsard	★★★☆☆
7	<b>Kon-Tiki</b> Regie: J. Ronning / E. Sandberg	★★★☆☆
8	<b>Nachtzug nach Lissabon</b> Regie: Bille August	★★★☆☆
9	<b>Paradies: Liebe</b> Regie: Ulrich Seidl	★★★☆☆
10	<b>Paradies: Glaube</b> Regie: Ulrich Seidl	★★☆☆☆

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>The Great Gatsby</b> Regie: Baz Luhrman	34 007
2 (-)	<b>Epic (3-D)</b> Regie: Chris Wedge	16 805
3 (1)	<b>Iron Man 3</b> Regie: Shane Black	14 716
4 (2)	<b>Star Trek into Darkness</b> Regie: J. J. Abrams	11 182
5 (3)	<b>Hanni &amp; Nanni 3</b> Regie: Dagmar Seume	7942
6 (-)	<b>Der grosse Kanton</b> Regie: Viktor Giacobbo	7074
7 (4)	<b>Side Effects</b> Regie: Steven Soderbergh	5608
8 (-)	<b>Evil Dead</b> Regie: Fede Alvarez	4912
9 (5)	<b>Scary Movie 5</b> Regie: Malcolm D. Lee	3271
10 (8)	<b>Nachtzug nach Lissabon</b> Regie: Bille August	2231

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Der Hobbit</b> (Warner)
2 (-)	<b>Jack Reacher</b> (Rainbow)
3 (-)	<b>Lincoln</b> (Fox)
4 (-)	<b>Gangster Squad</b> (Warner)
5 (3)	<b>Cloud Atlas</b> (Ascot Elite)
6 (4)	<b>Pitch Perfect</b> (Universal)
7 (2)	<b>Die Hüter des Lichts</b> (Rainbow)
8 (5)	<b>Life of Pi – Schiffbruch mit Tiger</b> (Fox)
9 (-)	<b>Texas Chainsaw</b> (Rainbow)
10 (-)	<b>Wrong Turn 5</b> (Rainbow)

Quelle: Media Control



Zwei verliebte Aussenseiter: Didier und Elise in «The Broken Circle Breakdown».

### Kino

## Grimmig wie Punk

«The Broken Circle Breakdown», ein fulminantes Drama aus Belgien über Liebe, Verlust und die Kraft der Musik.  
Von Wolfram Knorr

Verspielt wie Grashüpfer sind Didier und Elise. Zwei verliebte Aussenseiter, jenseits der Stadt, auf einem maroden Hof. Er ein bisschen kauzig, sie ein wenig ausgeflippt. Er liebt Amerika, den Cowboytraum als Inbegriff von Freiheit, und spielt Banjo in einer Bluegrass-Gruppe. Sie hat ein Tattoo-Studio und genießt es, ihre Träume und Erlebnisse auf ihrem Körper abzubilden. Und dann bekommen sie ein Kind, eine entzückende Tochter. Dem gemeinsamen Glück kann nichts im Weg stehen – so beginnen üblicherweise Lovestorys, bevor sie, vielleicht, böse enden. «The Broken Circle Breakdown» vom Belgier Felix Van Groeningen («Die Beschissenheit der Dinge») setzt komplett anders ein: mit der Krebsdiagnose des Kindes, das an Leukämie erkrankt ist. Der «Rest» ist Vergangenheit, Rückblenden und Flashbacks, die sich zu einem Leben, zu einer Liebe, zu einer gemeinsamen Biografie verbinden. Das Leben als grausames, unlösbares Puzzle mit den «Spielern» Didier und Elise, die verzweifelt nach jenen fehlenden Teilen suchen, um einen Sinn im Gesamtbild zu erkennen. Den gibt es nicht, und Van Groeningen bietet auch keinen an.

Was nach düsterem Pessimismus oder gar Nihilismus klingen mag, ist es nicht. Die faszinierende Kraft des Films, der auf ein Bühnenstück von Johan Heldenbergh (der auch Didier spielt) und Mieke Dobbels zurückgeht, speist

sich aus dem vitalen Willen, dem Schicksal zu trotzen, ihm mit Wut und Verzweiflung eine tiefere Bedeutung abzutrotzen. Elise (Veerle Baetens) versucht es mit dem Glauben in allen Schattierungen, während Didier im Pragmatismus Halt sucht. Was beide in einer Situation, in der sie sich brauchen würden, auseinander treibt, bis sie vollends nicht mehr zueinander finden. Wie im Fieber inmitten des (Schicksals-)Puzzles verdächtigen und unterstellen sie sich gegenseitig, Wahrheiten über sich, die Familie und anderes verschwiegen zu haben.

Mit süffiger erzählerischer Verve wechselt Felix Van Groeningen die Zeiten, aber nie irritierend, sondern in dramaturgisch plausibler Rasananz, als seien Gegenwart und Vergangenheit aufgehoben. Im Leben des Paares gibt es nur eine Konstante, die sie zusammenbrachte und ihre Beziehung festigte: die Musik. Elise wird von Didier als Sängerin in die Gruppe integriert, und beim Bluegrass haben sie ihre schönsten Glücksmomente. Filme über «Trauerarbeit» (ein Begriff, den Wolfgang de Boor vom Kölner Institut für Konfliktforschung für Blödsinn hält) neigen zu sämig depressiver Leimsiederhaftigkeit, sind kitschig und meist verlogen. «The Broken Circle Breakdown» ist genau das nicht. Hier ist Trauer nicht Arbeit, sondern ein nicht enden wollendes Anrennen gegen die Sinnlosigkeit. Durch die Montage,



die Aufhebung der Chronologie, des Zeitgefühls, wirken Didier und Elise in ihrer Wut und Verzweiflung wie zwei Goldfische in einem Glas, aus dem das Wasser abgelaufen ist, die nach jedem Tropfenrest schnappen. Auf ihre Frage, warum er Banjo spiele, antwortet er: «Ich war früher Punk, und das Banjo klingt so grimmig wie die Punkbewegung.» ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Fast and Furious 6** — Von Folge zu Folge wurde aufgerüstet, mit mehr PS und höherer Schaltung. Die nun sechste Version des Strassenfegers um den Kanonenkugelpf-High-Speed-Pisten-Matador Vin Diesel (!) und seine «Family», allererste Boliden-Liga, dürfte die bislang irrste sein. Aber das ist natürlich alles relativ. Denn am Ende der durchgeknallten Superlativ-Rooooaarr-Wumm-Raserei durch Schottland, Teneriffa und London hat Jason Statham («Transporter») einen Cameo-Auftritt, in dem er sich als *bad guy* für Folge sieben ankündigt. Mit anderen Worten: Wenn Vin Diesel gegen einen Konkurrenten auf Prügel-Augenhöhe über die Strassen röhren wird, muss das Produktionsteam noch höher schalten als in Justin Lins Nummer sechs – was die Fans natürlich jubeln lassen dürfte. Denn diesmal klaut der Bösewicht erst einen kompletten Panzer, mit dem er reihenweise PKW von der Autobahn kartätscht, und dann ein



«Lieber Gott»: V. Diesel in «Fast and Furious 6».

gewaltiges Frachtflugzeug, an das sich mittels Stahlharpunen Diesel und Co mit ihren getunten Schüsseln hängen – um den Luftgiganten am Abheben zu hindern. Da baumeln sie wie Christbaumkugeln und machen aus den Extremstunts puren Zirkus. «Fast and Furious 6» ist relativ humorfrei und ein wenig verbiestert; das aber provoziert unfreiwilligen Humor, und der macht richtig Spass. Einer dieser Höhepunkte: Am Ende findet sich die «Family» zum gemeinsamen Gebet zusammen, in dem es unter anderem sinngemäss heisst: «Lieber Gott, wir danken dir auch für die schnellen Autos.» Wen wundert's da, dass der Vorgänger 210 Millionen Dollar einspielte? ★★★☆☆



Schleierhaft: «Main dans la main».

**Main dans la main** — Zuweilen treibt der französische Film seltsame Blüten, und zu denen gehört die Liebesgroteske um die Ballettchefin Marchal (Valérie Lemercier), die sich vom Handwerker Joachim Fox (Jérémy Escarm) nicht mehr trennen kann – wörtlich. Nach seiner Begegnung mit Madame Marchal folgt er ihr, wo immer sie hinget, und umgekehrt. Witzig ist das nicht, nur albern. Was sich die Regisseurin Valérie Donzelli, die die Schwester von Fox spielt, dabei gedacht hat, bleibt schleierhaft. Liebe als ballettöses Synchronspiel? Heiliger Strohsack, französischer Esprit und Einfallsreichtum sahen mal anders aus. ★☆☆☆☆

## Fragen Sie Knorr

Ausser Kathryn Bigelow gibt es in Hollywood kaum noch Filmemacherinnen. Stimmt es, dass es in den Anfangsjahren des Business umgekehrt war? K. B., Bern



Sharon Smith, Historikerin und Feministin, listet in ihrem Buch «Women Who Make Movies» (1975) 36 Regisseurinnen auf, die während der Stummfilmzeit in den USA aktiv waren, geht aber davon aus, dass es noch viel mehr waren, weil viele von ihnen anonym Regie führten. Smith erklärt die vergleichs-

weise hohe Zahl (gemessen an der Gegenwart) mit dem miesen Ansehen der Branche. Erst als die Wall Street (in den dreissiger Jahren) sich für das kommerziell immer ertragsreichere Kino zu interessieren begann, lockte es auch mehr Männer ins Business, die daraufhin die Frauen verdrängten. Zu den wenigen, die den Wechsel zum Tonfilm schafften und sogar zu den zehn Top-Kräften gezählt wurden, gehörte Dorothy Arzner («Manhattan Cocktail», 1928).

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Heiliger Geist auf Rädern

Von Rico Bandle

Die Privatsender bieten zu Randzeiten irgendwelche Saftpresen und Fitnessgeräte feil, unser Billag-finanziertes Fernsehen hat etwas anderes im Angebot: den Heiligen Geist. Wöchentlich strahlt SRF 2 das «Fenster zum Sonntag» aus, eine von freikirchlichen Kreisen produzierte Sendung. Bekannt geworden war das Bibelmagazin durch Jeanette Macchi, die frühere Sängerin der Band Erotic, die sich nach ihrer Bekehrung vom sündhaften weltlichen Unterhaltungsgewerbe abwendete und als Moderatorin zum «Fenster zum Sonntag» wechselte.

Bei der letzten Ausgabe stand keine jugendliche Schönheit vor der Kamera, dafür eine andere prominente Figur: Ruedi Josuran, langjähriger Moderator von Radio DRS 1 und Buchautor. Zu Pfingsten wollte er mit seinen Gästen, dem Ehepaar Vreni und Hanspeter Nüesch, das Geheimnis des Heiligen Geistes erkunden. Hanspeter Nüesch, Leiter der Organisation «Campus für Christus», erklärte, er habe in jungen Jahren über Nacht zum Heiligen Geist gefunden, was sich umgehend in seinem Schulzeugnis bemerkbar gemacht habe. Das sei «ziemlich dramatisch» gewesen, sagte er. Seither ist er so etwas wie ein Experte für das Thema.

Um Laien das unsichtbare Phänomen zu erklären, greifen Josuran und Nüesch zu anschaulichen Beispielen. «Der Heilige Geist ist wie ein GPS-Gerät, das einem den Weg weist und einem immer wieder eine neue Chance gibt, wenn man die falsche Abzweigung nimmt», sagt Nüesch. Andererseits meint er aber auch, er sei unkontrollierbar, «wir haben ihn nie im Griff». Wie auch immer, die beiden Herren wissen das Nützliche mit dem Praktischen zu verbinden. Der Heilige Geist sei ja so etwas wie ein Elektrovelo, meint Josuran, man müsse zwar noch immer selber treten, werde dabei aber unterstützt. Nüesch findet dies ein äusserst zutreffendes Bild. Am Schluss der Sendung gibt es einen Wettbewerb. Und was gibt es zu gewinnen? Genau, Gutscheine für ein Elektrovelo – so etwas wie der Heilige Geist auf zwei Rädern also.

Fenster zum Sonntag: Sonntag, 13.10 Uhr, SRF 2.

# Der Patron schenkt aus

Alteingesessenes Zürich in der «Blauen Ente»; Pereiras Pferd; hoher Besuch im Circus Knie. Von *Hildegard Schwaninger*



«Montags-Ente»: Unternehmer Wehrli.

In bodenlanger Schürze stand der Patron höchstpersönlich in der «Blauen Ente» und bediente die Gäste. **Fritz Wehrli**, Besitzer der Mühle Tiefenbrunnen in Zürich, will seiner Bar etwas Aufwind verschaffen und packt jeden ersten Montag im Monat selber an. Ein paar Tage später flog er nach Wien, um seinem (bedrohlich runden) Geburtstag zu entfliehen. Mit Frau **Brigit Wehrli-Schindler** (die Soziologin war Direktorin Stadtentwicklung Zürich) und **Söhnen Michael und Daniel** samt Anhang. Ein Besuch der Spanischen Hofreitschule war für den passionierten Reiter, den man am Sechseläuten bei der Zunft zum Weggen hoch zu Ross bewundern kann, ein Muss. Es sind Wiener Festwochen, und so besuchte Wehrli, VR-Vizepräsident des Zürcher Schauspielhauses, «Letzte Tage. Ein Vorabend», eine beklemmende Produktion (Thema: Antisemitismus) von Christoph Marthaler, die im historischen Sitzungssaal des Parlaments stattfand.

Zurück zur «Montags-Ente»: Die Wehrlis gehören zum alteingesessenen Zürich (Müller seit 1772), und so erschienen Freunde (Pestalozzi und von Schulthess), um zu sehen, wie Wehrli, dessen Mutter aus einer Bierbrauerfamilie kam, das Bier zapfte. Die alten Zürcher gelten als bodenständig und äusserst kostenbewusst. So war der Fleischkäse (mit Bürli für 12 Franken) so winzig, dass man dachte, es

handle sich um einen «Gruss aus der Küche». Unter den Gästen erspähte man einen, der bescheiden auftritt, aber für Wirte ganz wichtig ist: **Walter Kunz** aus Zumikon. Er gibt «Waltis Beizenführer» heraus, einen Restaurantführer für Zürich und Umgebung. Kunz testet die Restaurants inkognito, lässt sich nie einladen und nimmt auch keine Inserate für seinen Gastroführer. «So bleibe ich unabhängig und ein ehrlicher Gastrotechniker.» Kurz und prägnant schildert er, was den Gast im jeweiligen Restaurant erwartet. Ein X für ein U vormachen lässt er sich (vor allem, was Weine betrifft) nicht. Balz Hösly, der Rechtsanwalt, der auch sein Schwager ist, ist Co-Autor. Das Büchlein wird bei Orell Füssli verkauft, im November erscheint die 25-Jahre-Jubiläumsausgabe.

Walter Kunz hat noch ein zweites Standbein: Eventmanager für Lebensgeniesser. Auf der Rennstrecke Anneau du Rhin im Elsass organisiert er den Drivers Fun-Day, Autorennen mit Mehr-Sterne-Mittagessen. Leute, die gern Auto fahren, können dort ihren eigenen Wagen einmal richtig ausfahren. Ein 220- und mehr-Stundenkilometer-Adrenalinstoss für Aston-Martin- bis Mini-Fahrer.

Im Juni findet auf der Pferderennbahn Frauenfeld das traditionelle Swiss Derby statt, und es wird erwartet, dass auch Opernintendant **Alexander Pereira** (früher Zürich, heute

Salzburg) kommt. Er hat ein Pferd laufen, genannt **Baroness Daniela**.

Man hofft, dass er auch zur Derby-Soirée, dem beschwingten Abend vor dem Rennen, kommt (aber ohne Pferd, dafür mit Daniela). Die Brasilianerin ist seine Freundin, vierzig Jahre jünger.



Derby-Soirée: Pereira, Freundin Daniela.

Hoher Besuch im Circus Knie auf der Landi-wiese. **Fredy Knie** und **Mary-José Knie** empfangen **Dolly Jacobs**, die Artistin aus einer bedeutenden Zirkusfamilie. Ihr Vater **Lou Jacobs** war ein berühmter Clown. Sechzig Jahre arbeitete er beim amerikanischen Ringling Bros. Circus. Jedes Kind kennt sein Gesicht, sein Konterfei war jahrzehntelang auf dem Zirkusplakat. Dolly Jacobs war Artistin bei Ringling Bros., heute führt sie mit ihrem Mann, dem Artisten **Pedro Reis**, den Circus Sarasota in Florida. Hohen Besuch haben die Knies oft. Kürzlich kam Prinzessin **Stéphanie von Monaco** vorbei. Sie ging dann mit Mary-José auch zum Coiffeur.



Bühnen-Comeback im «Aura»: Boy George.

Seit Nationalrätin **Jacqueline Badran** dort mit dem Ordnungshüter in Konflikt kam (Zigarette in der Nichtraucherzone), ist der Klub «Aura» berühmt. Dort findet am 25. Mai eine Charity-Veranstaltung zugunsten von Professor **Ruedi Lüthys** Aids-Klinik in Harare, Simbabwe, statt. Lüthy wird einen Vortrag halten. Und: **Boy George** gibt an dem Anlass sein Bühnen-Comeback. Eintritt: 120 Franken.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Südländisches Flair

Der deutsche Journalist Wolfgang Koydl, 61, hat seit zwei Jahren eine Beziehung mit der Schweiz. Von Gleichberechtigung kann keine Rede sein, doch verspürt er eine innige Zuneigung zum Land.



«Innere Werte»: Familie Koydl in der Schweiz.

**Schöne Unbekannte:** Liebe auf den ersten Blick ist selten haltbar, und die Schweiz eignet sich dafür auch gar nicht. Sie ist ein wenig spröde, will umworben und entdeckt werden, Missverständnisse, Rückschläge und Liebeskummer eingeschlossen. Aber das ist der Zement, der eine Beziehung letzten Endes wirklich zusammenkittet. Es war ja beinahe ein Blind Date, das ich mit diesem Land hatte, und bei Ländern ist es wie mit Menschen: Je weniger man von ihnen weiss, desto unvoreingenommener begegnet man ihnen. Bei der Schweiz freilich ist es unmöglich, nichts zu wissen. Aber sie war mir doch so unbekannt, dass sie mir immer wieder Überraschungen bereitet hat – und das ist es bekanntlich, was jede Beziehung belebt. Und es wird immer noch nicht langweilig.

**Innere oder äussere Werte?** Die Mischung aus beidem hat mich überzeugt: Natürlich schlagen einen bei der ersten Begegnung die bezaubernden und dramatischen Landschaften der Schweiz in den Bann, so wie man bei einer Frau auch als Erstes Augen, Lächeln oder Figur bemerkt. Unterfüttert wird das Ganze freilich erst durch die inneren Werte, und von denen hat die Schweiz reichlich. An meiner Schweiz gefällt mir die Lässigkeit, das grundsätzlich südländische Lebensgefühl, der Witz und der

Humor. In der Aussenwahrnehmung präsentiert sich die Schweiz ja eher wie von Emil Steinberger dargestellt: kleinkariert, verstockt, bünzlihaft. Eine Art von verschärftem Schwabentum also. Das gibt es zwar auch, aber die anderen Eigenschaften helfen sehr gut, grosszügig darüber hinwegzusehen.

**Gleichberechtigung:** Der Unterschied zu einer Partnerschaft mit einem anderen Menschen besteht darin, dass die Schweiz und ich nicht gleichberechtigt sind. Es ist eher ein Verhältnis zwischen Gastgeber und Gast, was heisst, dass ich sehr gut behandelt werde, aber dass ich mich im Gegenzug auch an die Hausordnung halten muss. Das fällt manchmal leichter und manchmal schwerer, aber verbiegen musste ich mich in dieser Partnerschaft noch nie. Meine Frau ist übrigens nicht eifersüchtig, im Gegenteil: Als wir das letzte Mal aus London zurückkamen, wo wir vorher gelebt hatten, hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte den – blitzblanken – Fussboden in der Gepäckabholung am Zürcher Flughafen geküsst. Bei meiner Frau war es noch weniger Liebe auf den ersten Blick als bei mir. Ja, die ersten Monate verliefen sogar ziemlich stürmisch. Aber inzwischen lässt sie – ebenso wenig wie meine Tochter – nichts mehr auf dieses Land kommen.

**Spass und Leidenschaft:** Für das Buch wollte ich meine ureigenen Erfahrungen, Gefühle, Ängste erforschen, ausloten und zu Papier bringen. Alles, was ich ausprobiert habe, kann man aber selbstverständlich auch zu zweit tun. Wo es sich ergab, war die Familie mit dabei – in der Swiss miniatur, bei der Mietkuh oder im Heidiland. Ansonsten amüsieren sich die Schweiz und ich aber zu zweit köstlich miteinander: Ich habe Kühe gemolken, Jodeln gelernt, habe an der Zürcher Bahnhofstrasse eine Luxusuhr gekauft, war bei der Rekrutierung der Schweizergarde dabei, hospitierte in einer Schokoladenfabrik und versuchte schweizerdeutsch zu sprechen. Seither weiss ich auch, dass an der klugen Beobachtung «Schweizer sind keine Deutschen mit einem unverständlichen Dialekt, Schweizer sind eigentlich Gallier, die erstaunlich gut Deutsch sprechen» doch etwas dran ist.

Wolfgang Koydl: 33 Dinge, die man in der Schweiz unbedingt getan haben sollte. Orell Füssli. 239 S., Fr. 19.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Das Weggli

Von Andreas Thiel — Bundesrätin Doris Leuthard in der Bäckerei.

**Doris:** Ein Weggli, bitte.

**Bäckerin:** Das wäre dann 1 Franken 70, bitte.

**Doris:** Gerne, hier, bitte.

**Bäckerin:** Danke. Und dann noch 1 Franken 10.

**Doris:** Wofür?

**Bäckerin:** Das ist die Backsteuer.

**Doris:** Ach so. Hier, bitte.

**Bäckerin:** Danke. Und dann wäre es noch 1 Franken 80.

**Doris:** Wozu?

**Bäckerin:** Das ist die Abgabe, welche auf die Zutaten erhoben wird.

**Doris:** Oh, entschuldigen Sie bitte, hier.

**Bäckerin:** Danke, und dann bekomme ich noch 70 Rappen.

**Doris:** Was?

**Bäckerin:** Das ist eine Umweltabgabe.

**Doris:** Ah, damit wird der Feinstaubfilter des Backofens instand gehalten?

**Bäckerin:** Nein, mit dieser Abgabe wird der Wurstabatz in der Metzgerei nebenan gefördert.

**Doris:** Und wieso erhebt man diese Steuer nicht in der Metzgerei?

**Bäckerin:** Keine Ahnung. Wir machen hier nicht die Gesetze. Wir backen nur das Brot.

**Doris:** Ach so, na dann, äh, hier.

**Bäckerin:** Und dann noch 20 Rappen.

**Doris:** Kriege ich jetzt auch noch eine Reiseversicherung?

**Bäckerin:** Nein, das ist die Mehrwertsteuer.

**Doris:** Naja, wenn Sie meinen, bitte.

**Bäckerin:** Danke, und jetzt noch 3 Franken 20, wenn Sie so gut sein wollen.

**Doris:** Wofür?

**Bäckerin:** Für das Weggli.

**Doris:** Ach, ich dachte, das waren die 1 Franken 70, welche ich bereits bezahlt habe.

**Bäckerin:** Nein, das war der Zuschuss für den Fonds zum Erhalt des Backofens.

**Doris:** Gut, hier. Mehr kriegen Sie aber nicht, das sind ja jetzt schon mehr als 10 Franken für ein einzelnes Weggli.

**Bäckerin:** Danke, das wäre dann alles.

**Doris:** Gut, danke, auf Wiedersehen.

**Bäckerin:** Oh, einen Moment noch. Ich sehe gerade, Sie tragen ja noch gar keine Vignette...

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Weissweine leben länger

Von Peter Rüedi



Meine Befindlichkeiten sind ja nur der Mitteilung wert, wenn sie mein Urteil beeinflussen – gibt es doch nun mal keine objektive Berichterstattung über Wein. Überspitzt gesagt: Ein Wein ist so gut wie die Laune, in der er mich antrifft. Nun ja, wenigstens fast. Jedenfalls ist nicht ganz unerheblich, ob ich muff zu einem Glas greife oder in freudiger Erwartung.

Die Offenbarung meiner etwas desperaten Kellerverhältnisse (*Weltwoche* Nr.19/13) hätte ich allerdings besser unterlassen. Selten bekam ich mehr Reaktionen auf eine Kolumne. Generaltenor: mokant bis hämisch. Da bleibt mir nur die Flucht nach vorn. Gut, ich bin vielleicht die sanfte Version eines Öno-Messies. Aber ich bestehe darauf: Das hat auch seine guten Seiten. Zum Beispiel gehöre ich so naturgemäss nicht zur Mehrheit jener, die meinen, Weissweine müssten zwei Jahre nach der Abfüllung getrunken sein. Meine Unordentlichkeit garantiert mir so etwas wie meine private «Mémoire du Vin». Nein, nicht im Fall von Zelebritäten wie renommierten weissen Burgundern, bei denen klar ist, dass sie auch noch als *cadaveri eccellenti* eine respektheischende Attraktivität sein können.

Halten wir den Ball flach, bleiben wir beim kleinen Chasselas, keineswegs biblischen Alters, der mir kürzlich unterkam: ein Abbaye de Mont 2005, nicht die renommierteste der Domänen der Ville de Lausanne. Ein Mont-sur-Rolle, der mir zuweilen sehr willkommen ist, wenn ich mir selbst genug Charakter bin, keine mineralischen Rätsel, keine aromatischen Extravaganzen oder floristischen Herausforderungen suche, sondern einfach einen sauberen, nicht langweiligen Wein für grosse Schlucke. Wie der in seinem achten Jahr war? Sehr lebendig, immer noch mit vitaler Säure (der Drehverschluss mag zur Frische beigetragen haben). Jedenfalls halte ich die Ex-und-hopp-Mentalität, die bei Weissweinen auch Produzenten gewichtigerer Weine Probleme schafft, für den grösseren Defekt als meine Unordentlichkeit, der ich den Fund dieses unzeitgemässen La Côte verdanke. Machen Sie die Probe, und vergessen Sie ein paar Flaschen vom 11er (oder bald 12er).

Ville de Lausanne: Abbaye de Mont Mont-sur-Rolle 2011. 12%. Gazzar. Fr. 11.88. [www.gazzar-weine.ch](http://www.gazzar-weine.ch)

## Patchwork, Rotgold, Kupfer

Von Jürg Zbinden

1 — Der Firmenname – Peak Performance – verpflichtet zu Spitzenvorstellungen. Die Sommerkollektion der jungen Marke wird diesem Anspruch gerecht und überzeugt durch das Preis-Leistungs-Verhältnis. Nur muss der Sommer ein Einsehen haben, damit Beach-Towels (Fr. 89.–), Swim-Shorts (Fr. 99.–) und Bikini (Fr. 98.–) an Schweizer Seen oder im Freibad zur Schau getragen werden können. Ein Hingucker ist auch der «Eagle Skirt», ein sorgfältig verarbeiteter, die Figur betonender Patchwork-Rock aus wildledernen Quadraten. Nicht zu kurz, nicht zu lang, mit einem Retro-Touch, der ohne Schaudern an die Seventies erinnert. Das Adlerteil kostet Fr. 529.–. Peak Performance, Niederdorfstr. 84 in Zürich.

2 — «Ich gebe zu, das wäre ein grossartiges Geschenk für mich selbst. Wenn ich mir diese Moser Monard – nicht ganz uneigennützig – als Teil meiner eigenen Garderobe vorstelle, begeistert mich besonders die Farbe des Zifferblatts. Der erdige Ton wirkt warm und einladend und passt zu vielen meiner Lieblingsstücke. Ganz abgesehen vom Gehäuse, das aussergewöhnlich gut zum Zifferblatt mit den klaren Linien und dem glatten Schliff passt. Die Moser ist nicht nur von Hand gemacht, sie wird auch von Hand aufgezogen und hat eine Gangreserve von sieben Tagen. Mit dieser Uhr kann man nichts falsch machen. Sie strahlt subtile Sinnlichkeit und Qualität aus, und wer sie am Handgelenk trägt, wird Respekt ernten» – so der berühmte Fashion-Blogger Scott Schuman alias «The Sartorialist». Bis es für die rotgoldene Moser (18 Karat) reicht – der Verkaufspreis beträgt 23 500 Franken –, muss unsereiner allerdings lange bloggen, und bis dahin ist sie mit Sicherheit ausverkauft, denn diese Uhr mit Glasboden ist auf dreissig Stück limitiert. Von Bucherer: [www.bucherer.com](http://www.bucherer.com) (Standorte).

3 — «Emma» ist eine Tasche aus kupferfarbigem Glanzleder. Damit kontrastieren die Tragriemen aus Gürtelleider. Praktisch sind zudem die zusätzlichen Schulterriemen. Kurzum: «Emma» ist kein Täschchen für Label-gläubige *fashion victims*, sondern wirklich zu gebrauchen. Sie kostet Fr. 598.– und kommt vom Leder-Accessoires-Label Ana Blum an der Kreuzstrasse 19 im Zürcher Seefeld.

1



2



3





Auto

## Auf und davon

Der Range Rover festigt in der neuesten Ausgabe seinen Ruf als Ikone der Strasse – und vor allem abseits davon. Von David Schnapp

Wieso sollte man mit einem ausladend dimensionierten luxuriösen Auto die befestigten Strassen verlassen und über Felder, Geröll und schlammige Waldwege fahren? Antwort: weil man es kann. Nur wenige Hersteller schaffen es, ihre Autos zu Ikonen reifen zu lassen wie Porsche den 911er oder VW den Golf. Land Rover hat es mit dem Range Rover längst geschafft, der grosse Brite, der nun in der vierten Generation auf der Strasse (und weitab davon) steht, ist eines der grossartigsten Fahrzeuge der Automobilgeschichte. Unvergessen bleibt einer seiner ersten massentauglichen Auftritte, als James Bond (Roger Moore) in «Octopussy» im ersten Range Rover (als Cabrio) vorfährt und einen Anhänger zieht, aus dem ein Pferdeschwanz hängt. Der entpuppt sich als Attrappe, aus dem Anhänger fährt 007 ein Kleinflugzeug mit klappbaren Flügeln.

Schon da war der «Range», wie ihn manche Besitzer zärtlich nennen, mehr als ein grosses hochbeiniges Auto. Und wenn man heute in den neuesten Range Rover steigt, umfängt einen unmittelbar das schöne Gefühl, die ganz grosse Übersicht zu haben, was für eine plötz-

lich auftretende, schier unheimliche Entkopplung von den Unwägbarkeiten des Alltags sorgt. Kurz: In diesem Auto zu fahren, ist äusserst entspannend. Der Umfang an perfekt verarbeiteten luxuriösen Materialien wie weiches Leder, kühles Edelmetall und heimeliges Holz ist mittlerweile beeindruckend.

Aber es ist ja ein Auto, man will damit vorwärtskommen, wobei hier der Weg das Ziel sein muss. Die kleinste Motorisierung für den Range ist der bekannte 6-Zylinder-Diesel mit Turbo, 258 PS und einem massigen Drehmoment von 600 Nm (bei 2000 U/min). Das reicht vollkommen, um ein mittleres Boot zu ziehen, wer eine grosse Jacht ans Meer bringen will, dem sei allenfalls der 8-Zylinder-Turbo-diesel empfohlen, der 700 Nm stemmt.

Auf der Strasse ist das Auto so komfortabel wie eine S-Klasse dank der ausgezeichneten Luftfederung, die automatisch das Niveau reguliert. Den rechten Arm auf der Lehne abgestützt, lässt man sich vom Verkehr mittragen. Selbst wenn man zügig fährt, verbraucht der Wagen nicht mehr als neun Liter Diesel. Dann verlassen wir also die Strasse, und so entspannt, wie er über die Autobahn glitt, klettert der Range Rover nun über unbefestigten Untergrund, das ausgezeichnete «Terrain Response System» passt sich sofort an. Es wäre noch viel mehr möglich, aber für den Moment reicht es, zu wissen, dass man könnte, wenn man wollte. Das macht einen Range Rover aus.

### Land Rover Range Rover TDV6 Vogue

Leistung: 258 PS, Hubraum: 2993 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 209 km/h  
Preis: Fr. 128 000.–

Zu Tisch

## Ein neuer Stern

Von David Schnapp



Die gute Nachricht für Feinschmecker: Einer der talentiertesten jungen Köche der Schweiz kocht wieder: Nenad Mlinarevic musste sich lange gedulden, bis nach einigen Verzögerungen endlich das grandiose «Park Hotel Vitznau» direkt am Vierwaldstättersee vor kurzem eröffnete. Im Restaurant «Focus» liefert Mlinarevic auch nach langer Pause eine grosse Show: Nach fünf Amuse-Bouches, neun Gängen und einer kleinen Kiste Friandises verlässt man diesen zauberhaften Ort der Hochkulinarik in der Gewissheit, dem Aufgang eines neuen Sterns beigewohnt zu haben.

Doch der Reihe nach: Die Auswahl am Tisch in dem etwas kühl, aber hell wirkenden Restaurant wird einem leichtgemacht, da es nur ein Menü gibt, das man in verschiedenen Stärken bestellen kann. Das volle Programm beginnt mit einer Art Mini-Donut, gefüllt mit Gänseleber, umhüllt von dunkler Schokolade, dazu eine Pilzcreme und Brioche-Krümel. Das klassische Thema «Foie gras» ist hier schön und schmackhaft umgesetzt. Schon die zweite Kleinigkeit ist ein kleines, warmes Gericht mit geschmorter Entenkeule, Sojasprossen und geröstetem Reis, schmeckt hervorragend und stimmt uns schon sehr froh. Es folgen weitere drei Vorab-Teller und schliesslich ein Menü, das von grosser Klasse zeugt: Mlinarevic, sein international geschulter und ebenfalls sehr talentierter Sous-Chef Sven Wassmer und ihr Team servieren spannende, technisch hochstehende Gerichte mit kräftigen Aromen, die aber immer in Balance bleiben. Gespielt wird gekonnt mit Gegensätzen, Temperaturen, Texturen und Konsistenzen.

Es gibt ein grossartiges Sot-l'y-laisse mit geräucherter Kartoffel, Petersilie und Haselnuss oder ein aufwendig zubereitetes Spanferkel mit Blumenkohl und einer Weisskohl-Senf-vinaigrette. Eines der Desserts, ein dekonstruierter «Früchtete», ist ein fröhliches, buntes Stück Pâtisserie zum Abschluss eines nahezu perfekten Abendessens, das einem in Erinnerung bleibt.

**Restaurant Focus – Park Hotel Vitznau:** Seestrasse 18, 6354 Vitznau. Tel. 041 399 60 60. Nur Abendessen; sonntags und montags geschlossen. Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



«Ich bin selber nicht hip»: Einzelhändler Andreas Murkudis, 51.

MvH trifft

## Andreas Murkudis

Von Mark van Huissing — Der Besitzer eines der schicksten Läden Europas erklärt, wie man mit wenig Geld auskommt.

Der Begriff *concept store* bezeichnet einen Laden mit einer ungewöhnlichen, meist hochwertigen Kombination von Sortimenten und Marken», steht bei Wikipedia. In Zürich respektive der Schweiz gibt es keinen richtigen Concept-Store (steht nicht bei Wikipedia, sondern kam einmal in dieser Spalte). Das sei im Grunde schade, weil man als Kunde nichts haben könne gegen Läden mit einer ungewöhnlichen, meist hochwertigen Kombination von Sortimenten und Marken. Einer der Gründe, weshalb es keine solchen gibt, ist wahrscheinlich der weltrekordhohe Preis, den man in Zürich zahlen muss für Ladenlokale; die Mieten sind in Berlin natürlich schon viel niedriger.

Der Concept-Store von Andreas Murkudis, einem Deutschen griechischer Abstammung, befindet sich in einer ehemaligen Zeitungsdruckerei (von *Der Tagesspiegel*) in einem Hof an der Potsdamer Strasse und ist fast so gross wie ein Fussballfeld; man bekommt dort Klei-

dung (etwa von Johnstons Cashmere), Möbel (zum Beispiel von E15) oder Bücher des Steidl-Verlags.

«Wie erklären Sie Ihren Kindern, was ein Concept-Store ist?» – «Eigentlich ganz einfach: Es ist ein Ort, wo ich nur Dinge um mich habe, die ich auch selber gerne besitzen oder an andere weitergeben würde. Obwohl ich natürlich dieses Wort <Concept-Store> hasse; weil man unterstellt den anderen Händlern, sie hätten kein Konzept. Jeder hat ein Konzept.» – «Wenn man über Sie respektive Ihr Geschäft liest, kommt oft der Begriff <hip> vor. Sollte man hip sein, um bei Ihnen einzukaufen?» – «Ich bin, glaube ich, selber nicht hip. Ne, man muss es überhaupt nicht. Es passt eigentlich auch gar nicht, weil ich mit vielen Marken arbeite, die gerade nicht hip sind; ich sag mal Lobmeyr-Glas aus Wien, Nymphenburg-Porzellan . . . alte Marken, auch im Modebereich. Ich suche Marken, die in dem Bereich tätig

sind, in dem sie schon immer waren, und nicht jetzt eine Umgebung zu entwickeln versuchen, die andere schon entwickelt haben. Sagen wir Brioni, die haben tolle Anzüge gemacht, jetzt machen sie Taschen, Schuhe, Polos und Jeans, was sie aber gar nicht können.»

«Sie waren Museumschef, jetzt sind Sie Ladenbesitzer.» – «Ich habe in meinem ersten Semester Kunstgeschichte als Praktikant im Werkbundarchiv, dem Museum der Dinge, gearbeitet. Und danach, weil's so ein kleines Team war, habe ich mich sozusagen hochgearbeitet zum Geschäftsführer. Was aber den Grund hatte, dass kein anderer diesen Job machen wollte, die wollten alle nur kuratieren. Ich habe dann auch Ausstellungen gemacht; und als das Museum gross wurde, bin ich gegangen und habe einen Laden aufgemacht, weil ich eine kleinere Einheit suchte und nur verkaufen wollte, was ich selber wollte. Jetzt ist der Laden ziemlich gross geworden, ich habe dreissig Mitarbeiter.» – «Von aussen gesehen ist es ein Abstieg, oder?» – «Genau, ich bin jetzt Einzelhändler, früher war ich Museumschef. Aber das ist mir egal. Es macht Spass, ich kann tun und lassen, was ich will; ich habe meine eigene Spielwiese und bin für alles verantwortlich, für Positives und für Misserfolge. Es ist nicht einfach, aber es funktioniert.»

«Früher war hier der *Tagesspiegel* . . .» – «Die Druckerei, die Redaktion war weiter oben.» – «. . . ist das die neue Weltordnung: Zeitung raus, Kaufhaus rein?» – «Mir wäre es lieber, die Redaktion wäre immer noch so gross wie früher, ich bin ein eifriger Zeitungleser, an mir liegt's nicht.» – «Form schlägt Inhalt, so sieht's aus.» – «Das stimmt so nicht. Ich arbeite, wie gesagt, mit Firmen, die Dinge herstellen, die ich wirklich um mich haben will. Da geht es schon um Inhalte.» – «Sie haben in einem Interview, das Sie vor Weihnachten gaben, gesagt, eine Spende sei das beste Geschenk. Wenn genug Kunden Ihrer Empfehlung folgen, können Sie zumachen.» – «Das stimmt. Aber ich bin in der Lage, das, was ich hier mache, zu hinterfragen. Ich verkaufe Schrankwände für 15 000 Euro und kenne auf der anderen Seite Leute, denen es schlechtgeht. Bloss können wir nicht alle sagen, die Welt sei böse, was sie auch ist, und drum gehe ich in den Wald und verkrieche mich. Ich sichere Arbeitsplätze, wenn ich eine Schrankwand verkaufe, bei mir im Geschäft und bei E15, wo diese hergestellt wird.» – «Sie sind griechischer Abstammung, aufgewachsen in der ehemaligen DDR – schlechte Voraussetzung für einen Unternehmer eigentlich.» – «Das stimmt.» – «Weshalb haben Sie Erfolg?» – «Weil ich ein sächsischer Grieche bin. Und im Museum, vom Senat finanziert, habe ich gelernt, mit ganz wenig Geld umzugehen.»

Sein liebstes Restaurant: «Der Goldene Hahn», Pücklerstrasse 20, Berlin-Kreuzberg, Telefon +49 30 618 80 98.

15. März – 17. November 2013  
Bernisches Historisches Museum

# Das «8. Weltwunder» – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser  
und seine Terrakottakrieger

[www.qin.ch](http://www.qin.ch)

Tickets auf  
[www.qin.ch](http://www.qin.ch)

Ein Kulturrengagement von

